Die
Perle des Palais Royal

von

Xavier de Montépin.

Aus dem Französischen von A. Kretzschmar.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1856.
W. Einhorn's Verlag.

Inhaltsverzeichniß.

Zweiter Theil.

Dritter Theil.

Zweiter Theil.

Die Prinzen von Courtenay.

Erstes Kapitel.

Der Brief.

Wir bitten unsere Leser, nicht uns die Schuld beizumessen, wenn die Thatsachen, mit welchen dieser zweite Theil — über welche wir übrigens sehr rasch hinweggehen werden, beginnt, ihnen sehr unwahrscheinlich vorkommen.

Wir erfinden durchaus nichts.

Wenn sie sich nicht blindlings auf unser Wort verlassen wollen, so können Sie die Quelle vergleichen, aus welcher wir schöpfen. Dieselbe führt den Titel: Geheimes Archiv der Polizei von Paris — II. B. S. 170 u. f.

Wir brauchen nicht erst zu sagen, wie groß die Verzweiflung der Familie Lollier nach dem Hochzeitsballe war, der auf so fröhliche Weise begonnen und so traurig geendet hatte.

Alle Nachforschungen zu dem Zwecke, zu entdecken, was aus Nannetten geworden sei, führten auch nicht zu dem mindesten Ergebniß.

Die einzige Spur, auf welche man diese Nachforschungen bassiren konnte, war das Signalement des langen, hagern Mannes, so wie es die beiden Küchenjungen mittheilten, die von ihm beauftragt worden, Marcel und Nannette Lollier in eine doppelte Schlinge zu locken.

Ganz gewiß war dieser Mann derselbe, der einige Tage vorher die Keckheit gehabt hatte, in der Rue Aubry-le-Boucher bei der Fischhändlerin zu erscheinen und sich für einen Freund des Gardesergeanten auszugeben.

Eustache durchsuchte Paris bis in die finstersten Winkel, um diesen Menschen ausfindig zu machen.

Aber es gelang ihm nicht.

Der Chevalier de la Bricole hatte, nachdem er Gerstenkorn's Louisdor eingestrichen, die große Stadt verlassen, in welche er nicht wieder zurückkehren sollte, denn Don Gusman de Tulipano, sein würdiger Freund, hatte, nachdem er ihm den Wunsch zu erkennen gegeben, ihn auf seinen Wanderungen zu begleiten, ihn gleich in der ersten Nachtherberge meuchlings ermordet, um sich des ledernen mit Gold gefüllten Beutels zu bemächtigen.

Und Uebrigens, wenn man auch den Chevalier ausfindig gemacht hätte, was hätte dies genützt?

La Bricole wußte nichts und hätte folglich auch nichts sagen können.

Allmälig schwand alle Hoffnung, Nannetten wiederzusehen.

Allerdings vergaß man das junge Mädchen nicht, aber man vermied in der Familie von ihr zu sprechen, denn jedes Mal, wo der Name ihres Lieblingskindes in Marie Jeannes Gegenwart ausgesprochen ward, verfiel die arme Mutter wieder in die Krisis einer furchtbaren Verzweiflung.

So vergingen drei Jahr.

Plötzlich überbrachte an einem schönen Morgen ein Eckensteher oder Commissionair einen Brief, der an Madame Lollier adressirt war.

Marie Jeanne hatte schon ihre Wohnung verlassen, um nach der Halle zu gehen.

Der Commissionair war bezahlt.

Er ließ den Brief daher da und ging dann wieder seiner Wege.

Zur gewohnten Stunde kam die Fischhändlerin wieder nach Hause und der Brief ward ihr eingehändigt.

Sie konnte nicht lesen und ihre Verlegenheit war daher nicht klein.

Zum Glück kam in diesem Augenblick ihr Sohn Eustache in Begleitung seiner Frau, der blonden Rosette, die jetzt etwas weniger lachte, als sonst, obschon sie jetzt noch glücklicher war und ihren Gatten zum Vater von zwei schönen Kindern gemacht hatte.

„Eustache,“ sagte Jeanne Marie, „Du bist ein Gelehrter, lies mir doch einmal vor, was in diesem Briefe steht.“

„Sehr gern, Mutter,“ antwortete der Sergeant, indem er den Brief in die Hand nahm.

Er erbrach das Siegel — faltete das Papier aus einander, glättete es, indem er es auf dem Aermel rieb, wie man es seit uralter Zeit auf dem Theater zu sehen gewohnt ist und rief, nachdem er die Augen auf die ersten Zeilen geworfen:

„Ach mein Gott! mein Gott!“

„Nun was giebt's?“ fragte Marie Jeanne begierig. „Was giebt's? Ein Unglück?“

„Ach, meine Mutter — weit davon!“

„Nun athme ich wieder auf — schnell!“

„Meine Mutter — raffe Deine ganze Standhaftigkeit zusammen.“

„Ich bin gefaßt — sprich!“

„Wohlan — Nannette —“

Marie Jeanne ward bleich wie der Tod.

„Nannette,“ wiederholte sie, „Du hast gesagt, Nannette — und als ich Dich fragte, ob es sich um ein Unglück handle, antwortetest Du: weit davon.“

Die arme Frau konnte nichts mehr sagen.

Die Stimme versagte ihr und ihre Kniee zitterten unter ihr.

Rosette brachte ihr schnell einen Stuhl herbei und drückte sie sanft auf denselben nieder.

„Nun, so höre, meine Mutter,“ hob Eustache wieder an, „aber ich bitte Dich noch einmal: sei standhaft.“

Und er las:

„Madame,

„Ihre Tochter, Mademoiselle Nannette Lollier befindet sich unter meiner Obhut in dem Carmeliterinnenkloster der Straße Bouloi, dessen Aebtissin ich bin.

„Ich werde sie Ihnen entweder selbst überantworten, wenn Sie sie abholen wollen, oder auch einem achtbaren und mir bekannten Priester, wenn er von Ihnen beauftragt bei mir erscheint.

„Ich bitte Gott von Grund meines Herzens Sie und die Ihrigen in seinen heiligen Schutz zu nehmen.“

Hierauf folgte die Unterschrift der Aebtissin.

Als Eustache zu Ende gelesen hatte, starrte Marie Jeanne wie sinnlos vor sich hin.

Ihre Blässe blieb dieselbe.

„Mutter,“ rief der junge Mann, „Mutter, hast Du gehört?“

„Lies noch einmal,“ sagte Marie Jeanne langsam, „ich will es noch einmal hören — wie mir scheint, habe ich nicht recht verstanden.“

Der Sergeant begann den Brief nochmals vorzulesen.

Bei jedem Satze — bei jeder Zeile — bei jedem Worte ward eine unerhörte Veränderung auf dem Antlitz der Fischhändlerin sichtbar.

Das Blut röthete ihre Wangen — ihre Stirn strahlte — die Freude leuchtete aus ihrem Blick.

Als der junge Mann das letzte Wort der letzten Zeile ausgesprochen hatte, stand Marie Jeanne auf und einige Minuten hätte man glauben können, sie sei wahnsinnig geworden.

Sie lachte, sie sang, sie klatschte in die Hände — sie tanzte wie ein junges Mädchen und rief fortwährend:

„Nannette ist wieder gefunden — wir werden sie wieder sehen. Eilen wir, eilen wir, wir dürfen keinen Augenblick verlieren.“

Endlich legte sich diese Aufwallung ein wenig. Marie Jeanne begriff, daß sie in ihrer Hallentoilette nicht im Kloster erscheinen könne.

Sie beeilte sich daher ihre schönsten Kleider anzulegen, stieg dann mit Eustache und Rosette in einen Fiaker, den ihr Sohn, wärend sie sich ankleidete, herbeigeholt, und befahl dem Kutscher, sie zuerst nach der Wohnung des Pfarrers ihres Kirchspiels zu bringen.

Wir wissen schon lange, daß dieser würdige Priester der Beschützer und gewissermaßen der Freund der Familie Lollier war.

Er hatte Mitgefühl für alle ihre Leiden — er nahm Theil an allen ihren Freuden.

Zu jener Zeit wendete man sich, wenn es sich um eine Sache von hoher Wichtigkeit handelte, allemal an den Pfarrer, um ihn um guten Rath zu bitten.

In den meisten Fällen ward dieses Vertrauen gerechtfertigt und sehr oft ersetzte die Vermittelung eines Priesters mit

unendlichen Vortheile die Einmischung von Advocaten und Gerichtsbeamten.

Auf alle Fälle war ein Vertrauen niemals besser am Orte gewesen, als das, welches Marie Jeanne dem Pfarrer ihres Kirchspiels, einem vortrefflichen, menschenfreundlichen und aufgeklärten Manne, erwies.

Die Fischhändlerin zeigte ihm den Brief, den sie so eben empfangen.

Er freuete sich über das unerwartete Glück, welches der rechtschaffenen Familie begegnet war.

Er gab die Freude zu erkennen, die es ihm machen würde, die liebe Nannette wiederzusehen, die er ja selbst getauft.

Zugleich erbot er sich, Madame Lollier nach dem Carmeliterinnenkloster zu begleiten.

Das war es eben, was Marie Jeanne wünschte.

Der gute Pfarrer stieg mit Eustache und den beiden Frauen in den Fiaker und der Wagen fuhr nach der Straße Bouloi.

Zweites Kapitel.

Das Sprechzimmer der Carmeliterinnen.

Die Ankommenden wurden sofort in das Sprechzimmer der Carmeliterinnen geführt, wo die Aebtissin sich ohne Verzug bei ihnen einfand.

Der Pfarrer erklärte ihr in wenig Worten den Zweck ihres Besuchs.

„Madame,“ sagte die Aebtissin hierauf zu Marie Jeanne, „ich werde, wie ich Ihnen geschrieben, Ihre Tochter Ihnen

wieder zuführen, zuvor aber muß ich Ihnen sagen, wie es kommt, daß sie hier ist.

„Gestern Abend wurde mir gemeldet, daß zwei unbekannte Damen mich in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen wünschten.

„Ich empfing sie und sah eine Dame von schon vorgeschrittenen Jahren und von dem achtungswerthesten Aussehen in Begleitung eines reizenden jungen Mädchens.

„Die ältere Dame bat mich, ihrer Begleiterin bis zu dem Augenblick, wo die Familie derselben sie reclamiren könnte, ein Asyl zu gewähren und fügte, indem sie zugleich ein ziemlich schweres Kästchen auf den Tisch setzte, hinzu: Hier sind zwanzigtausend Livres in Gold, welche dazu dienen werden, die Ausstattung dieses Mädchens zu bezahlen, wenn sie sich dazu versteht Nonne zu werden, oder die ihr mitgegeben werden sollen, wenn sie auf eigenen Antrieb dieses Kloster verläßt, um zu ihrer Familie zurückzukehren.

„Es war mir," fuhr die Aebtissin fort, „unmöglich, die gute That zu verweigern, die man von mir verlangte.

„Die bejahrte Dame entfernte sich zufriedengestellt und gleich heute Morgen schrieb ich Ihnen den Brief, den Sie erhalten haben.

„Seit gestern Abend habe ich viel mit Mademoiselle Nannette geplaudert, die mir ein ganz liebes, gutes und sanftes und dabei mit vielem natürlichen Verstande begabtes Kind zu sein scheint.

„Ich fühlte mich versucht, einige Fragen in Bezug auf die Umstände an sie zu richten, welche sie drei Jahre lang von ihrer Familie entfernt gehalten haben.

„Sobald ich aber diese Saite berührte, zog sich das junge Mädchen in unbedingtes Schweigen zurück, so daß ich es auf=

geben mußte, sie in dieser Beziehung weiter auszufragen. Vielleicht werden Sie, Madame, da Sie ihre Mutter sind, in dieser Beziehung glücklicher sein.

„Ich gehe nun, Ihnen Ihr Kind zu holen.“

In der That verließ die Aebtissin das Sprechzimmer.

Während ihrer Abwesenheit, die einige Minuten dauerte, konnten der gute Pfarrer und Marie Jeanne nicht umhin, sich mit leiser Stimme zu sagen, wie seltsam ihnen die von der Priorin mitgetheilten Umstände erschienen, die sie gleichwohl nicht in Zweifel ziehen konnten.

Warum hatte jene Unbekannte Nannetten in das Carmeliterinnenkloster gebracht, anstatt sie unmittelbar zu ihren Eltern zurückzubringen, was doch weit natürlicher zu sein schien?

Dies war unerklärlich.

Wozu ferner diese Nonnenausstattung von zwanzigtausend Franks? Und wer konnte ein Interesse daran haben, daß das junge Mädchen sich dem Klosterleben widmete?

Man vermochte keine Lösung zu finden, die auch nur den Schatten den Wahrscheinlichkeit für sich gehabt hätte.

Die Aebtissin trat wieder ein.

Nannette Lollier kam mit ihr.

Das junge Mädchen lief oder sprang vielmehr auf ihre Mutter zu und die beiden Frauen umschlangen sich in einer jener unaufhörlichen Umarmungen, wo das Herz unter Küssen schmilzt, wo Thränen den Augen entströmen — Thränen des Glücks und des Freudentaumels, wie sie leider in diesem Leben nur zu selten sind.

Nach dieser langen Umarmung kamen Eustache und Rosette an die Reihe.

Nannette Lollier, die zu aufgeregt war, um sprechen zu

können, schwieg, aber ihre Liebkosungen besaßen eine ganz andere Beredtsamkeit als die der Sprache.

Endlich kniete Nannette vor dem alten Priester nieder und bat ihn um seinen Segen.

„Ja, ja," sagte er, indem er seine Hände über ihrem Haupte ausbreitete, — „ja, Gott segne Dich, armes, gutes Kind, armes, verirrtes in die Hürde zurückgekehrtes Lamm."

Hierauf trocknete Jeanne, die bis jetzt vor Freuden geschluchzt hatte, ihre Thränen, so gut sie konnte und betrachtete ihr Kind mit einem unaussprechlichem Gefühl mütterlichen Stolzes.

Nannette war in der That wunderschön.

Noch viel schöner, als da sie vor drei Jahren verschwand.

Damals hatte Nannette kaum ihr fünfzehntes Jahr zurückgelegt — sie war noch fast ein Kind.

Jetzt hatte sie sich zu der ganzen Fülle ihrer erhabenen Schönheit entfaltet.

Sie war größer geworden — ihre Formen hatten sich entwickelt — eine unvergleichliche Frische war an die Stelle der harmonischen, aber vielleicht ein wenig eintönigen Bläße ihres Angesichts getreten, welches dennoch von seiner Reinheit und Keuschheit nichts verloren zu haben schien.

„O mein Kind," stammelte Marie Jeanne, indem sie ihre Tochter immer wieder ans Herz drückte, „endlich bist Du mir also wiedergegeben und nun wirst Du mich nicht wieder verlassen, nicht wahr?"

„O niemals! niemals! meine Mutter!" antwortete Nannette lebhaft.

„Indessen," sagte die Aebtissin lächelnd, „wenn Mademoiselle den Beruf in sich fühlt, sich Gott zu weihen, so sind

Sie ganz eine zu gute Mutter, als daß sie sich diesem frommen Wunsche widersetzen sollen."

„Nannette," fragte Jeanne lebhaft, indem sie ihre Tochter mit einem gewissen Grade von Furcht betrachtete, „willst Du Nonne werden?"

„Nein, meine Mutter," entgegnete Nannette, indem sie sanft den Kopf schüttelte, „ich will lieber bei Dir bleiben."

„Die Welt ist gefahrvoll, meine Tochter," hob die Aebtissin wieder an. „Glaube mir, nur im Kloster findet man Ruhe und wahres Glück."

„Ach, Madame, ich glaube Ihnen," sagte Nannette zögernd, „nur scheint es mir, als wäre ich für dieses Glück nicht geboren."

„Also willst Du uns verlassen, mein Kind."

„Mit großem Bedauern, Madame, aber Sie sehen, meine Mutter wünscht, daß ich zu ihr zurückkehre und ich theile diesen Wunsch."

„Dein Entschluß ist also gefaßt?"

„Ja, Madame, unwiderruflich gefaßt."

Dies ward in außerordentlich sanftem Tone, aber gleichzeitig mit dem Ausdrucke der bestimmtesten Entschiedenheit gesagt.

Die Aebtissin bestand nicht weiter auf ihrem Verlangen, obschon der Weggang dieses reizenden jungen Mädchens sie betrübte, zu welchem sie sich schon nach wenigen Stunden mit so großer Liebe hingezogen gefühlt hatte.

„Dann, mein Kind," hob sie wieder an, „bleibt mir nichts weiter übrig, als Dir die zwanzigtausend Livres einzuhändigen, welche Deine Ausstattung als Himmelsbraut gewesen wären, wenn Du bei uns geblieben wärest."

Und sie überreichte Nannette das kleine mit Gold gefüllte

Kästchen, von welchem wir schon gesprochen haben. Dieses Kästchen war ziemlich schwer. Eustache belud sich damit.

Die Besucher nahmen nun Abschied von der Aebtissin, welche sich nicht von Nannetten trennen wollte, ohne sie nicht vorher zärtlich umarmt zu haben.

„Wer weiß, mein Kind," sagte sie, „vielleicht kommst Du später einmal wieder."

„Ich glaube es nicht, Madame," antwortete Nannette lächelnd, „aber niemals werde ich die rührende Güte vergessen, mit welcher Sie mich aufgenommen haben."

Am Thor des Klosters trennte sich der gute Pfarrer von seinen Beichtkindern, um seinem Collegen, den Pfarrer von St. Eustache, einen Besuch abzustatten.

Marie Jeanne, Eustache und Nannete stiegen wieder in den Fiaker, der sie in die Rue Aubry=le=Boucher zurückführte.

Alle diese so eben erzählten Schritte und Vorgänge hatten Zeit weggenommen.

Die verschiedenen Mitglieder der Familie Lollier waren mittlerweile nach Hause gekommen und wunderten sich sehr über die lange Abwesenheit der Mutter — einer Abwesenheit, deren Ursache Niemand kannte.

Die Nachbarn hatten Andreas Lollier wohl erzählt, daß die Fischhändlerin, ihr Sohn und ihre Schwiegertochter mit einander in einen Fiaker gestiegen waren und diese mit der sonstigen Sparsamkeit der würdigen Familienmutter in Widerspruch stehende Thatsache allein gab schon eine Menge Stoff zu unzähligen Vermuthungen, die aber alle von der Wahrheit weit entfernt waren.

Man denke sich daher, was in allen Gemüthern und Herzen vorging, als man Nannetten aus dem Wagen steigen sah.

Die Thränen und Umarmungen begannen wieder und diese rührende Scene dauerte bis zum Abend.

Am andern Morgen früh ging Marie Jeanne nicht nach der Halle, wie sie sonst zu thun pflegte.

Sie wollte diesen ganzen Tag ihrer Tochter widmen — sie konnte sich nicht satt sehen an ihr und dann beabsichtigte sie auch, sie über die Vergangenheit auszufragen, fest überzeugt, daß Nannette ihr das erzählen würde, was sie der Aebtissin des Carmeliterinnenklosters verschwiegen.

Demzufolge verlor sie auch keine Zeit, auf die Sache einzugehen.

Gleich aber bei den ersten Worten unterbrach sie Nannette.

„Meine gute Mutter," sagte sie zu ihr mit einer Festigkeit, welche der Fischhändlerin einen gewissen Grad von Respect einflößte, „frage mich nicht aus, ich bitte Dich, denn ich könnte Dir nicht antworten. Du weißt, wie sehr ich Dich liebe und daß ich Dir freiwillig gewiß keinen Kummer bereiten würde, aber ich habe geschworen — bei meiner ewigen Seligkeit geschworen, Du verstehst mich, Mutter — niemals das Geheimniß der letztverflossenen drei Jahre zu entschleiern. — Ich kann Dir weiter nichts sagen, als daß Deine geliebte Nannette niemals vom Pfade der Tugend abgewichen und daß ihr Gewissen noch eben so rein ist als an dem Tage, wo sie Dir entrissen ward."

Dieser Erklärung und dem Schwure gegenüber, von welchem das junge Mädchen sprach, mußte Marie Jeanne zu zu ihrem großen Leidwesen ihrer Neugier Schweigen gebieten und die Nachforschungen blieben hiebei stehen.

Einige Tage vergingen.

Andreas Lollier und Marie Jeanne plauderten oft mit

einander von ihrem Wunsche, Nannetten zu versorgen, welche in Verbindung mit ihren aus unbekannter Quelle geflossenen zwanzigtausend Livres die glänzendste Partie in dem ganzen Quartier der Hallen war.

Marie Jeanne kam wieder mit ihrem frühern Project angerückt, ihre Tochter für ihren Fischhandel zu gewinnen und denselben nach größerem Maßstabe zu betreiben.

Die Fischhändlerin aber wußte nicht, wie sie es anfangen sollte, Nannetten ihre Wünsche und Hoffnungen mitzutheilen. In der That hatte Nannette während ihrer Abwesenheit vom väterlichen Hause ein eigenthümliches, imposantes Wesen angenommen und ihre sanfte, aber energische Festigkeit flößte ihren Eltern eine gewisse Scheu und Achtung ein.

Dennoch beschloß die Fischhändlerin eines Abends das Wort zu ergreifen und schilderte ihrer Tochter die Freuden einer von Gründlingen, Barben und Steinbutten wimmelnden Existenz.

Nannette hörte sie lächelnd an und ließ sie zu Ende sprechen.

„Nun?“ fragte Marie Jeanne, als sie fertig war.

„Wohlan, meine Mutter,“ antwortete Nannette, „ich habe eben so wie Du die Nothwendigkeit einer Beschäftigung gefühlt und eine gewählt, die mit meinem Geschmacksrichtungen übereinstimmt.“

„Ah, Du hast also gewählt?“

„Ja, meine Mutter.“

„Und was denn?“

„Du verkaufst Fische,“ hob Nannette wieder an, „ich dagegen liebe die Blumen und werde Blumen verkaufen. Du bist Fischhändlerin — ich werde Blumenhändlerin.“

Drittes Kapitel.

Das Blumenmädchen des Palais Royal.

Mutter Lollier prallte einen Schritt zurück — sie ließ die Arme am Körper herabsinken — ihre Züge nahmen den Ausdruck des Schreckens und Erstaunens an und sie wiederholte, als wenn sie nicht recht gehört zu haben glaubte:

„Blumenhändlerin!"

„Ja, Mutter," antwortete Nannette lächelnd.

„Aber das ist doch nicht Dein Ernst?"

„Ja wohl ist es mein Ernst und zwar bin ich mit diesem Gedanken schon längst umgegangen."

„Blumenhändlerin — Das ist ja gar kein ordentlicher Erwerbszweig!"

„Und warum denn nicht?"

„Blumen sind doch keine Waare!"

„Ja wohl, Mutter, und zwar eine sehr schöne Waare, die zuweilen sehr theuer verkauft wird."

„Blumenhändlerin? — Das ist ein Handwerk für Müßiggänger."

„Nicht mehr als der Verkauf von Häringen und Hummern, wie mir scheint."

„Die Blumenmädchen sind unglückliche Geschöpfe — größtentheils schamlose Umhertreiberinnen."

„Ich werde beweisen, daß man ein Blumenmädchen und auch zugleich ein rechtschaffenes Mädchen sein kann.“

„Man wird Dich verachten!“

„Ich werde mir schon Achtung zu verschaffen wissen.“

„Ganz Paris wird von Dir sprechen!“

„Das hoffe ich, denn je mehr man von mir sprechen wird, desto mehr wird man mir Sträuße abkaufen.“

„Die Männer werden Dir nachlaufen!“

„Verlaß Dich auf mich, daß ich sie entfernt zu halten wissen werde.“

„Gegen ein Blumenmädchen glaubt man sich Alles erlauben zu können.“

„Gegen mich wird man sich nichts erlauben, darauf kannst Du rechnen.“

„Es wäre eine Schande für unsere Familie.“

„Du willst sagen ein Ruhm.“

„Entsage diesem Plane, mein Kind.“

„Unmöglich, meine Mutter, ich habe mir es zu fest vorgenommen.“

„Dein Vater und ich, wir werden unsere Zustimmung dazu niemals geben.“

Nannette antwortete nichts, aber ein halbes Lächeln, welches ihre Lippen umspielte, verrieth, daß sie sich über diesen Widerspruch keine sehr erhebliche Unruhe machte.

Und Nannette hatte auch Recht.

„Was ein Weib will, das will Gott,“ sagt ein altes Sprichwort, welches uns durchaus keinen Widerspruch zu enthalten scheint.

Allmälig ward die elterliche Opposition der Beharrlichkeit der Tochter gegenüber immer schwächer.

Und endlich an einem schönen Morgen gab Mutter Lollier

besiegt ihre Einwilligung, allerdings ungern, aber sie gab sie doch.

Schon den nächstfolgenden Tag beschäftigte sich Nannette triumphirend mit den unumgänglich nöthigen Vorbereitungen zu ihrem neuen Beruf und die Woche war noch nicht um, als die neue Blumenhändlerin ihren Triumpheinzug in den Garten des Palais Royal hielt, den sie zu ihrem Hauptquartier gewählt, weil dies der gewöhnliche Sammelplatz schöner Frauen und junger Modeherren war.

An demselben Abend war, wie Marie Jeanne vorausgesagt, in ganz Paris von nichts die Rede als von dem Blumenmädchen im Palais Royal. Aber was war dies auch für ein Blumenmädchen!

Wir kennen bereits die unvergleichliche Schönheit des jungen Mädchens und werden daher hier nicht nochmals davon sprechen, wohl aber wird es angemessen sein, einige Worte über ihr Costüm zu sagen, weil auch dieses zu dem allgemeinen Enthusiasmus nicht unwesentlich beitrug.

Nichts war gesuchter und theatralischer als ihre Toilette, aber gleichzeitig auch nichts anmuthiger.

Ein doppeltes, kurzes, durchsichtiges Gazekleid war mit Knoten von rothen Bändern über einem kurzen weiß und roth gestreiften Seidenkleide aufgesteckt.

Spitzen von größtem Werthe — ächte venetianische — schmückten das von gleichem Stoffe gefertigte Leibchen.

An ihrem schneeweißen Halse hing ein kleines goldenes Kreuz an einem schwarzen Sammetband.

Ihre schönen rosigen Arme ragten vom Ellbogen an aus einer Fluth von Spitzen hervor und Armbänder von schwarzem Sammt umschlossen ihr feingeformtes Handgelenke.

Kleine Schuhe von schwarzem Atlas mit hohen Absätzen

bedeckten jenen niedlichen und reizenden Fuß, von dem wir schon früher gesagt haben, daß Aschenbrödel auf denselben eifersüchtig gewesen sein würde.

Seidene Strümpfe von wunderbarer Feinheit des Gewebes bezeichneten die Umrisse eines Beines, auf welches eine Diana hätte stolz sein können und mit welchem ein Blumenmädchen unbedingt Glück machen mußte.

Der Korb, in welchem die Bouquets lagen — eine Art vergoldete, mit weißer Seide gefütterte Muschel — war mit einem silberfarbenen Bande um die geschmeidige Taille des jungen Mädchens befestigt.

Wenn unsere Leser auch hinsichtlich der Beschreibung dieses Costüms uns nicht trauen, so verweisen wir sie auf einen merkwürdigen Kupferstich, der die Jahrzahl 1758 trägt und das schöne Blumenmädchen des Palais Royal vorstellt.

Dies ist noch nicht alles.

Zwei große Lakaien in Phantasielivree folgten Nannetten in einer Entfernung von zehn bis zwölf Schritten und lieferten, mit förmlichen Blumengarben versehen, ihr frische Bouquets, wenn die goldene Muschel leer war.

Bedurfte es denn wirklich so viel, um dem schönen Mädchen die allgemeine Aufmerksamkeit zuzuwenden?

Nein! hundertmal nein! Die Hälfte — der hundertste Theil wären hinreichend gewesen!

Man sprach also von Nannetten in Paris und Versailles — man beschäftigte sich mit ihr in der Stadt und bei Hofe — ihr Name kam in allen Unterhaltungen vor — Jeder wollte sie sehen und sein Knopfloch mit einigen von ihrer weißen Hand geordneten Blumen schmücken.

Wenigstens dreißig vornehme Herren vom Hofe, die

jüngsten und reichsten, von denen man sagte, daß für sie gar keine Spröden vorhanden seien, drängten sich herbei, um die Beschützer des jungen Mädchens zu werden und sie in die Welt einzuführen, wie man damals zu sagen pflegte.

Man bot ihr Diamanten — Equipagen — Hotels.

Sie lehnte alles ab und wußte alle diese Seufzenden abzuweisen, ohne daß einer sich in irgend einer Beziehung mehr begünstigt gesehen hätte als der andere.

Nannette, immer heiter, immer froh gelaunt und gleichzeitig geistreich wie ein Engel und wie ein Teufel zusammengenommen, bewahrte eine solche Zurückhaltung, daß selbst die Bosheit nicht im Stande war, ihr etwas nachzusagen.

Jeder wußte, daß Nannette ein Wunder von Schönheit war.

Als man erfuhr und nicht bezweifeln konnte, daß sie gleichzeitig ein Wunder von Tugend war, so vergrößerte sich das Aufsehen, welches sie erregte, immer noch mehr.

Sie konnte der Nachfrage nach Blumen buchstäblich nicht genügen.

Für die bescheidenen Blumen, welche ihre schöne Hand mit solcher Grazie darbot, empfing sie mehr Louisdor und Doppellouisdor als Zwölfsousstücken.

Damen vom höchsten Stande — die Frauen des Hofes, wie z. B. die Prinzessinnen von Lothringen, von Rohan, von Bouillon, verschmäheten es nicht, sich ebenfalls an Ort und Stelle zu begeben, um mit dem schönen Blumenmädchen einige Augenblicke lang zu plaudern.

Sie steckten die Rosen und Veilchen, welche Nannette sie anzunehmen bat und die sie nicht bezahlten, an ihre Kleider.

Dagegen aber brachte man im Namen dieser Damen

Juwelen, Spitzen, Kleiderstoffe und Silberwaaren in die Wohnung auf der Straße Aubry-le-Boucher.

Die tägliche Einnahme Nannettens war so fabelhaft, daß wir es nicht wagen würden, hier den Betrag derselben anzugeben — aus Furcht, daß man uns der Uebertreibung und Lügenhaftigkeit beschuldigte.

Die gute Marie Jeanne — wir müssen es gestehen — hatte sich mit diesem Blumengeschäft, welches sie Anfangs mit so ungünstigem Auge betrachtete, vollständig ausgesöhnt.

Sie sah ihre Tochter auf dem besten Wege zu baldigem Reichthum, ohne daß ihr Ruf auch nur den kleinsten Flecken erhalten hätte. Sie sah in der Zukunft ihre übrigen Kinder durch diese Schwester versorgt und ausgestattet, und diese Vision war für ihr Mutterherz allerdings sehr verführerisch.

„In der That,“ sagte sie dann und wann zu ihrem Mann, „die Kleine hatte Recht. Dieses Kind hat offenbar mehr Verstand, als wir.“

Andreas gab dies ohne Widerrede zu.

Hatte denn aber unter dieser Masse junger Männer — der schönsten und elegantesten des Königreichs — die sich unaufhörlich um sie drängten und ihr, wenn auch ohne Hoffnung, den Hof machten, Nannette Niemand bemerkt?

Wenn wir es sagten, so würde man es uns nicht glauben, und offen gestanden, man hätte Recht.

Ja, Nannette war jung — Nannette hatte ein Herz — und dieses Herz hatte gesprochen.

Die Blumenhändlerin hatte immer bemerkt.

Aber wen?

Ohne Zweifel den elegantesten von allen diesen vornehmen Herren?

O nein!

Wie schlecht würde man die Helden dieses Buchs kennen, wenn man dies voraussetzen wollte. Der Unbekannte welchem, ohne daß er es ahnte, das ausgezeichnete Glück beschieden war, das reine und keusche Herz der Perle aller Blumenmädchen zum ersten Male zu erwecken, war ein junger Mann von zwei, höchstens drei und zwanzig Jahren.

Dieser junge Mann war groß und schlank und stets mit der außerordentlichsten Einfachheit gekleidet.

Die schönen, vollkommen regelmäßigen Züge seines Gesichts verriethen auf unverkennbare Weise den Erben eines vornehmen Geschlechts. Die Blässe dieses Gesichts aber, der melancholische Ausdruck seiner großen schwarzen Augen verriethen auch eine Tiefe und vielleicht unheilbare Schwermuth.

Niemals mischte sich dieser junge Mann unter die Menge, die er sogar sorgfältig zu meiden schien.

Nur selten zeigte er sich in dem Garten des Palais Royal zu den Stunden, wo dieser Garten von einer glänzenden geputzten Menge angefüllt war.

Dagegen kam er alle Morgen sehr frühzeitig und ein wenig eher als Nannette, die er zu erwarten schien.

Sobald als das junge Mädchen mit ihren Blumen erschien, näherte er sich ihr, wählte aus ihrem Korbe den schlichtesten und bescheidensten Strauß, bezahlte ihn mit zwölf Sous, sah Nannetten einen Augenblick lang an, aber ohne ein einziges Mal sie anzureden, grüßte dann, entfernte sich langsam und ließ sich dann nicht eher wieder sehen, als bis den nächstfolgenden Tag zu derselben Stunde.

Mehrere Monate lang ward er dieser Gewohnheit nur zwei Mal untreu.

Nannette fühlte sich, als sie ihn nicht sah, bekümmert und unruhig. Es war ihr, als lastete etwas auf ihrem Herzen, der Himmel schien ihr weniger rein, die Sonne weniger glänzend zu sein — mit einem Worte es fehlte ihr etwas.

An diesen Tagen erkannten die durch die Blumenhändlerin herbeigelockten Hofherren ihr Idol kaum wieder.

Den nächstfolgenden Tag aber kam er wieder zurück und mit seiner Anwesenheit lebte in Nannettens Gesicht auch die Heiterkeit wieder auf.

Nun erst begriff das junge Mädchen, daß sie diesen unbekannten jungen Mann mit dem bleichen Gesicht und traurigen Blick liebte.

Viertes Kapitel.

Ein Name.

Nannette hätte Alles, was sie besaß, gern darum gegeben, wenn sie hätte erfahren können, wer dieser junge Mann war oder wenigstens wie er hieß.

Aber wie sollte sie es anfangen, um diese sie verzehrende Neugierde zu befriedigen?

Ohne Zweifel war nichts leichter, als hierüber eine der tausend Personen zu befragen, welche ihr jeden Tag Blumen abkauften und aus den eleganten Gedichten des Chevalier Dorat gestohlene Verse declamirten.

Sie würde nicht gezögert haben, dies zu thun, wenn der

Unbekannte für sie blos ein Gleichgültiger gewesen wäre, wie alle übrigen.

Aber wir sagen es noch einmal, Nannette liebte und mit der instinktartigen Schüchternheit einer aufkeimenden Liebe schien es ihr, als ob ihre erste Frage ihr Geheimniß verrathen würde.

Zwanzigmal jedoch schwebte ihr diese Frage auf den Lippen, dann aber erröthete sie, stammelte und schwieg endlich ohne gesprochen zu haben.

Der junge Mann, welcher sie auf diese Weise beschäftigte, war von vornehmem Stande, daran ließ sich nicht zweifeln — Seine edeln Züge und seine noble Haltung bewiesen dies und überdies trug er den Degen und die rothen Absätze.

Er war von vornehmem Stande, aber er war arm — denn an dem silbernen Griffe seines Degens war keine Bandschleife zu sehen und an seiner Cravatte keine Spitzen.

Endlich aber ward Nannettens Ungewißheit ein Ende gemacht.

Der Unbekannte kam eines Tages später als gewöhnlich in das Palais Royal.

Er ergriff eines der Bouquets, welche das junge Mädchen ihm mit zitternder Hand hinhielt. Wie immer bezahlte er ein Zwölfsousstück dafür und entfernte sich dann.

O wie kostbar erschien Nannetten dieses Scherflein des Armen, dieses bescheidene Geldstück, welches sie dennoch nicht gegen Hände voll Doppellouisdor hingegeben hätte!

Nannette folgte ihm mit zärtlichem Blick, als sie ihn von weitem durch junge Leute anreden sah, die ihm die Hand drückten und stehen blieben, um einige Secunden lang mit ihm zu plaudern.

Diese jungen Leute glänzten im ersten Range der eifrigsten Anbeter der schönen Blumenhändlerin.

Es war der Graf de La Châtre und der elegante Marquis von Louvois.

Sobald als der Unbekannte sie verlassen hatte, näherte sich Nannette ihnen nnd horchte eifrig.

Das, was sie hörte, war folgendes:

„In der That," sagte Louvois zu seinem Begleiter, „dieser arme Pierre wird noch den Verstand verlieren."

„Und warum?" fragte der Graf de La Châtre.

„Was, Du fragst warum — Er versäumt ja die herrlichste Gelegenheit, sein Glück zu machen."

„Und welche denn?"

„Er weigert sich an den Hof zu gehen. — Weißt Du wohl, daß der König sich gestern herabließ, zu fragen, warum man ihn niemals in Versailles sähe?"

„Wirklich?"

„Mein Gott, ja. — Wohlan, ich theile ihm die Worte Seiner Majestät mit und anstatt darin einen Beweis von unerhörter Gunst zu sehen und vor Freuden närrisch zu werden, scheint Pierre nicht im mindesten darauf zu achten. Er ist noch so jung und lebt wie ein Bär! er vergräbt sich, er sondert sich ab, er meidet uns. Ich gebe ihn verloren!"

„Pardieu!" antwortete der Graf de La Châtre, „Du hast Recht, aber er hat deswegen nicht Unrecht."

„Was willst Du damit sagen?"

„Ich will sagen, daß Pierre jedenfalls seine guten Gründe hat, so zu leben, wie er lebt."

„Seine guten Gründe? Das ist unmöglich!"

„Die besten von der Welt! — Wie zum Teufel, sollte er es denn anfangen, um mit uns gleichen Schritt zu halten?

Wo sollte er das Geld hernehmen, um ein Gefolge zu unterhalten wie das unsere?“

„Ah, ist es denn wahr, daß er arm ist?“

„Ob es wahr ist? Es ist nichts gewisser als dies.“

„Man sagte es, aber ich glaubte es nicht. Sein Vater besaß ein schönes Vermögen.“

„Ja, aber dieses Vermögen ist verschwunden, ohne daß es möglich gewesen ist, zu erfahren, was daraus geworden ist.“

„Wie so?“

„Als der alte Prinz starb — es sind dies jetzt einige Monate her — fand man nichts mehr. — Die Güter waren verkauft — das Hotel in Paris mit Hypothekenschulden belastet — und was Kapitalien betraf, so ergab sich davon keine Spur. Wo waren alle jene Fonds, die mehr als eine Million betrugen, hin? Man weiß es nicht und Niemand kann es errathen. — Mit einem Worte, Pierre, der den Abend vorher sich noch reich glauben konnte, erwachte am andern Morgen früh ziemlich so arm wie Hiob.“

„Wie schade!“ rief Herr von Louvois, „ein so hübscher Junge!“

„Und ein so vornehmer Herr!“ hob La Châtre wieder an, „denn richtig genommen, ist er mit der königlichen Familie verwandt.“

„Der König behandelt seine Verwandten schlecht! — Er wäre es sich selbst schuldig, Pierre eine ansehnliche Pension auszusetzen.“

„Das sollte er, aber er wird es nicht thun.“

„Dann bleibt Pierre nur ein Ausweg übrig.“

„Welcher?“

„Er muß heirathen. — Die Aussteuer seiner Frau wird ihn wieder flott machen.“

„Heirathen! — das ist sehr schwierig, um nicht zu sagen unmöglich.“

„Warum denn?“

„Wenn man seinen Namen trägt — wenn man in gerader Linie von Josselin I. und den Kaisern von Konstantinopel abstammt, so kann man sich nicht mit einer einfachen Edelmannstochter begnügen. Pierre muß wenigstens eine Prinzessin heirathen und die sind selten. Wen zum Teufel willst Du denn, daß er heirathe! er, ein Courtenay!‘,

Diese Worte beendeten die Unterhaltung der jungen Leute, von welcher Nannetten kein Wort entgangen war.

Der Name, der zuletzt ausgesprochen worden, äußerte auf die Blumenhändlerin eine seltsame und plötzliche Wirkung.

„Ein Courtenay!“ wiederholte sie ganz leise, indem sie die Hand auf das Herz drückte.

Dann ward sie bleich — wankte und wäre sicherlich rücklings niedergesunken, wenn sie nicht, um sich aufrecht zu erhalten, an den Stamm eines Baumes gelehnt hätte, in dessen Nähe sie sich befand.

Die Herren von Louvois und La Châtre bemerkten das Unwohlsein des jungen Mädchens.

„Mein Gott, reizende Nannette!“ rief der Marquis, indem er auf sie zueilte, „was fehlt Ihnen? Die Rosen Ihrer Wangen erbleichen! Sind Sie leidend? Was können wir thun, um Ihnen Linderung zu verschaffen?“

Nannette bemühete sich zu lächeln, aber dieses Lächeln war schmerzlich und gezwungen.

„Ich danke, mein Herr Marquis,“ antwortete sie, „ich danke für Ihre Theilnahme; es ist nichts — eine kleine Anwandlung, die, wie ich fühle, schon bald wieder vorüber ist.“

In der That kehrten bald wieder lebhaftere Farben auf ihr einen Augenblick lang bleich gewordenes Antlitz zurück.

„Göttliches Blumenmädchen,“ sagte der Graf de La Châtre seinerseits, „vielleicht wünschen Sie, da Sie wirklich ein wenig angegriffen zu sein scheinen, für heute das Palais Royal zu verlassen; mein Wagen hält zwei Schritte von hier — darf ich Sie um die Erlaubniß bitten, ihn zu Ihrem Befehle zu stellen, um Sie nach Hause zu bringen?“

„Ich danke, Herr Graf,“ antwortete die Blumenhändlerin, „mein Uebelbefinden ist jetzt vollständig wieder verschwunden und ich werde nicht früher als gewöhnlich nach Hause gehen.“

Nannette sprach, indem sie dies sagte, nicht die Wahrheit.

Kaum hatten die Herren Louvois und Châtre sie verlassen, nachdem sie sie eine Viertelstunde lang mit faden Galanterien überhäuft, so übergab sie ihren Korb einem der Lakaien, die sie niemals verließen und machte sich auf den Weg nach der Wohnung ihrer Eltern.

Die Familie Lollier wohnte seit einigen Wochen nicht mehr in der Rue Aubry=le=Boucher.

Nannette war der Meinung gewesen, daß die elende Wohnung, deren Beschreibung wir früher geliefert, mit ihren neuen und glänzenden Verhältnissen nicht zusammenpasse.

Demzufolge hatte sie die ganze erste Etage eines großen Hauses in der Rue Saint Honoré nicht weit vom Palais Royal gemiethet.

Die Hälfte war zur Verfügung Marie Jeanne's, ihres Mannes und ihrer übrigen Kinder gestellt worden.

Den andern Theil hatte Nannette sich vorbehalten. Obschon sie daher immer noch bei ihren Eltern wohnte, so besaß sie doch eine vollkommen getrennte und unabhängige Wohnung.

Die Fischhändlerin verkaufte jetzt keine Fische mehr in der

Halle. Sie gewöhnte sich, so gut es gehen wollte, an den Wohlstand, mit welchem ihre Tochter sie umgab und der ihr das Non plus ultra des Luxus und der Verfeinerung zu sein schien.

Was die Blumenhändlerin betraf, so hatte sie den Theil der Wohnung, der ihr gehörte, mit einem ausgesuchten Geschmack und einer Einfachheit eingerichtet, welche gleichwohl den Reichthum nicht ausschloß.

Unter andern gab es darin eine Art kleines Boudoir, welches an ihr Schlafzimmer stieß und für welches sie eine ganz besondere Vorliebe besaß.

Dieses Boudoir war mit einer perlgrauen mit Blumenbouquets von allen Arten und allen Farben übersäeten Seidendecke überspannt.

In den Ecken dieses Zimmers angebrachte ländliche Gestelle trugen sehr schöne Vasen, die mit natürlichen und wohlduftenden Blumengarben gefüllt waren.

Hier fühlte Nannette sich in ihrem Element.

Sie sah nur Blumen und athmete die Düfte derselben durch alle Poren.

Hier fühlte sie sich leben — hier war sie glücklich.

Diesen Tag kehrte, wie wir schon gesehen haben, Nannette viel zeitiger als gewöhnlich in ihre Wohnung zurück.

Sie schloß sich in ihr Boudoir ein und ließ sich auf einen Stuhl niedersinken.

Auf dem Wege vom Palais Royal bis zur Rue Saint Honoré hatte Nannette sich bemüht, ihre Gemüthsbewegung zu beherrschen und es war ihr gelungen.

Als sie aber einmal in ihr Zimmer getreten war, als sie sich frei und unbeachtet fühlte, vermochte sie diese Bewegung nicht mehr zu bekämpfen.

Sie stützte ihr reizendes Gesicht, welches bleich geworden war, wie das einer Todten, auf ihre beiden Hände.

Ein stürmisches und so zu sagen krampfhaftes Schluchzen drang auf ihre Lippen. Sie warf den Kopf zurück und begann heiße Thränen zu weinen.

Allmälig jedoch legte sich diese Bewegung eben durch ihre Heftigkeit.

Die Thränen wurden seltener und flossen eine nach der andern wie flüssige Perlen den lebensvollen Atlas ihrer Wangen herab.

Das Klopfen ihres Herzens hob ihren schönen Busen weniger ungestüm.

Endlich — eben so wie nach einem Gewitter durch die zerrissenen Wolken hindurch der blaue Himmel zum Vorschein kommt und die Rückkehr des Sonnenscheins verkündet — verrieth ein den noch schwimmenden Augen Nannettens entschlüpfender Lichtstrahl, daß die Ruhe bald in ihr Gemüth zurückgekehrt sein würde.

Fünftes Kapitel.

Jean de Courtenay.

Seltsame Umstände hatten die Geburt und die ersten Lebensjahre jenes jungen Prinzen Pierre von Courtenay begleitet, welcher im vorigen Kapitel zum ersten Male auf der Bühne unserer Geschichte erschienen ist.

Wir werden unsern Lesern seltsame Thatsachen vorführen, die, wenn sie nicht in jeder Beziehung wahr wären und wenn

wir nicht unsere Autoren und die Quellen, aus denen wir schöpfen, nennen könnten, unserer Phantasie als Romandichter Ehre machen würden.

Aber, wir sagen es nochmals, wir sind in dem gegenwärtigen Falle weiter nichts als treue Berichterstatter.

Ungefähr im Jahre eintausend siebenhundert und acht und zwanzig, das heißt, etwa dreißig Jahr vor der Zeit, wo die Ereignisse, welche wir erzählen, geschahen — spielte Jean de Courtenay, der letzte Sprößling in gerader Linie von der Nachkommenschaft der Kaiser von Konstantinopel, eine sehr große Rolle bei Hofe, obschon im Jahre eintausend sechshundert und drei unter der Regierung des guten Heinrich IV. die Prinzen seines Hauses ihre Ansprüche als Prinzen von Geblüt anerkannt zu werden, vergebens geltend gemacht hatten.

Jean de Courtenay zog sich unter Umständen, die hier weiter nicht erwähnt zu werden brauchen, die Ungnade des Königs zu, der ihn auf seine Landgüter in Berry verbannte. Die Courtenay besaßen in dieser Provinz in der Mitte unermeßlicher Wälder das prächtige Schloß Sussy.

In Paris besaßen sie übrigens ein schönes Hotel in der Rue Payenne.

Jean de Courtenay stand in dem Augenblick seiner Verbannung im vierzigsten Lebensjahre und das ausschweifende zügellose Leben, welches er bis dahin geführt, hatte seine sonst kräftige Constitution bedeutend geschwächt.

Einer der hervorstechendsten Züge seines Charakters war ein tiefer unüberwindlicher Widerwille gegen das Heirathen — Ein Widerwille, den Niemand zu besiegen vermocht hatte.

Vergebens hatte man ihn zu zwanzig verschiedenen Malen gebeten, den großen Namen Courtenay nicht mit sich erlöschen zu lassen. Alle Heirathsanträge waren von ihm durch die bestimmteste Weigerung beantwortet worden.

Der einzige nahe Verwandte Jeans de Courtenay war der Herzog von B., dessen Namen wir hier nicht ausschreiben können, weil gegenwärtig noch Nachkommen von dieser Familie vorhanden sind.

Der Herzog von B., ein sehr vornehmer Herr und wohlangeschrieben bei Hofe, aber dabei im höchsten Grade unmoralisch und gewissenlos, betrachtete die Erbschaft Jeans de Courtenay als sicher und obschon er beinahe eben so alt war als dieser Letztere, so machte ihm doch die zerrüttete Gesundheit seines Verwandten Hoffnung, daß die Erbschaft nicht lange auf sich warten lassen würde.

Diese vorläufigen Auseinandersetzungen sind zum Verständniß dessen, was folgen wird, unumgänglich nöthig.

Jean de Courtenay überließ sich, als er auf seinem Schlosse Sussy ankam, welches, wie wir bereits gesagt, mitten im Walde lag und dessen Bezirk er dem gegen ihn erlassenen lettre de cachet zufolge nicht verlassen durfte, einer düsteren und tiefen Verzweiflung. Nach jenem ausschweifenden Leben, welches er sich angewöhnt und welches für ihn ein gebieterisches Bedürfniß geworden war, schien ihm die einsame Existenz in der Provinz und in einem alten Schlosse unerträglich.

Die seltsamsten Pläne beschäftigten ihn.

Er nahm sich vor, incognito nach Paris zurückzukehren und den König, der ihn verbannt, zu erschießen.

Er wollte sich selbst um's Leben bringen, oder auch alle seine Güter verkaufen und Frankreich verlassen. Diese wahnsinnigen Entschlüsse hielten jedoch nicht lange Stand.

Jean de Courtenay beruhigte sich allmälig und sagte sich, daß er im Grunde genommen gar nicht so ungeheuer zu beklagen sei, wenn er einige Jahre lang das Leben eines Landedelmanns führe.

Nachdem er einmal mit sich hierüber einig war, richtete er sich so ein, daß dieses Leben so angenehm als möglich sei.

Wie alle vornehme Herren seiner Zeit war Jean de Courtenay leidenschaftlicher Jäger. Er setzte seine Pferde- und Hundeställe in besten Stand. Er nahm vortreffliche Piqueurs in seinen Dienst, kaufte unvergleichliche Spürhunde und hatte mit einem Worte nach kurzer Zeit die beste Jagdequipage in der ganzen Provinz.

Nun hörte man jeden Tag die hundertjährigen Wälder von Sussy das Gebell der Meute und die langgezogenen Töne der Hörner wiederhallen.

Dieses rührige Leben, welches von seinem zeither geführten so ganz verschieden war, diese Existenz in der frischen Landluft äußerte auf Jean de Courtenay eine unvorhergesehene und wunderbare Wirkung. Die männliche Leibesbewegung der Jagd gab ihm Kräfte und seine geschwächte Organisation befestigte sich wieder. Die Symptome einer frühzeitigen Hinfälligkeit, welche die Anstrengungen der Schwelgerei seiner Stirn aufgeprägt, verschwanden unter dem belebenden Hauche der Waldluft. Der Prinz ward wieder so rüstig und gesund, wie er in seiner Jugend gewesen.

Gleichzeitig mit dieser physischen Veränderung ging auch eine große moralische Umwandlung mit ihm hervor.

Jean de Courtenay fand die wahrhaften Instinkte seiner angebornen Natur wieder.

Er war nicht mehr der gebieterisch harte und zuweilen grausame Herr, vor welchem sich Alles biegen oder brechen mußte.

Er machte sich bei seinen Vasallen beliebt, seine Diener beteten ihn an und sein Wohlthätigkeitssinn ließ in dem ganzen Umfange seiner Besitzungen kein Unglück ohne Hülfe.

Dies war aber noch nicht alles.

Eines schönen Morgens bemerkte der Prinz, daß sein Intendant ihn auf unverschämte Weise bestahl.

Er jagte ihn fort und nahm keinen Andern an.

Von diesem Augenblick an gewannen die geringsten Einzelnheiten der Verwaltung seiner Güter ein ungemeines Interesse für ihn.

Er wollte sich selbst von Allem Rechenschaft geben. Er beschäftigte sich in eigner Person mit den Uebermachungen und landwirthschaftlichen Kulturen, die er unternahm. Endlich glaubte er seiner Würde nichts mehr zu vergeben, wenn er selbst mit auf die Jahrmärkte ging, um daselbst den Verkauf seiner Ernten und seiner Heerden zu überwachen.

Und in der That, niemals hatte der Prinz Jean de Courtenay sich von so hoher Achtung und wirklicher Verehrung umgeben gesehen.

„Ein Mann, der meinen Namen trägt," sagte er bisweilen, „kann nichts Anderes sein, als König, Soldat oder Landwirth. Ein Thron ist nicht vacant, meinen Degen kann ich auch nicht ziehen, deshalb werde ich Landwirth und bin stolz darauf."

Nach Verlauf eines auf diese Weise verlebten Jahres würde — wir können dies versichern — Jean de Courtenay, wenn der König ihn an den Hof zurückgerufen hätte, sich geweigert haben, seine Güter zu verlassen.

Mitten in dieser so vollständigen, physischen und moralischen Veränderung war ein einziger Umstand unverändert geblieben.

Dieser war jener eingewurzelte Widerwille gegen den Ehestand, wovon wir bereits gesprochen.

Der Herzog von B. hatte nicht ohne Aerger die vollständige Genesung seines Verwandten erfahren.

Da man ihm aber gleichzeitig versichert hatte, daß Jean de Courtenay mehr als jemals bei seinem Cölibatgedanken verharre, so hatte er die wahrscheinliche Verzögerung der Erbschaft als eine zwar unangenehme Sache, die aber keine ernste Folgen hätte, betrachtet.

Einmal jährlich — zur Zeit der großen Herbstjagden — verlebte der Herzog von B. eine Woche in Sussy und bestärkte Jean in seinem Vorsatz, unverheirathet zu leben und zu sterben, so gut er konnte.

Einige Jahre waren seit der glücklichen Epoche verflossen, wo der ehemalige Genoß der ausschweifenden Abendgesellschaften des Regenten ein jagender und Landwirthschaft treibender Edelmann geworden war.

In Folge der geschickten und aufgeklärten Verwaltung des Prinzen hatten sich die Einkünfte des Landgutes Sussy um mehr als ein Drittel vermehrt und es blieben noch zahlreiche Verbesserungen zu bewirken.

Jedes Jahr ward in La Châtre, einer bekanntlich zwischen Guéret und Chateauroux gelegenen kleinen Stadt, ein Jahrmarkt abgehalten.

La Châtre war fünf oder sechs Stunden von Sussy entfernt und hier ließ der Prinz den größten Theil des Ertrags seiner Domainen verkaufen.

Der fragliche Jahrmarkt fand gegen die Mitte des Monats September statt.

Dieses Jahr schickte Prinz Jean eine zahlreiche Heerde Hammel, zwanzig Paar Ochsen, mehrere Kühe, dreijährige junge Pferde und tausend Sack Getreide auf den Markt.

Der Ertrag dieser verschiedenen Verkäufe mußte eine Summe von wenigstens fünfzehn bis zwanzigtausend Livres repräsentiren.

Ueberdies hatte der Prinz bei einem Notar in La Châtre noch eine nicht wenig bedeutende Summe zu erheben.

Schon am Morgen des Markttages machte Jean de Courtenay sich auf den Weg. Er ritt ein vortreffliches Racepferd und war von zwei rüstigen Dienern begleitet, die eben so gut beritten waren als er. Alle drei hatten geladene Pistolen in den Halftern ihrer Sättel.

Die Heerden und das Getreide waren schon am Abend vorher nach dem Verkaufsorte abgegangen.

Von Sussy nach La Châtre war der sich durch den großen Wald hinschlängelnde Weg schmal und schlecht unterhalten. Er zählte eine Menge hohler Stellen und war von Gleisen zerrissen.

Der Prinz aber war an dergleichen schlechte Wege gewöhnt und machte sich daraus weiter nichts.

Ungefähr auf der Mitte des Weges gewahrte, oder errieth man vielmehr von dem Gipfel einer kleinen Anhöhe links, durch das Laubwerk der großen Bäume hindurch, ein verfallenes Schloß.

Dieses Schloß, welches vor etwa hundert Jahren von den Trümmern einer alterthümlichen Herrenwohnung erbaut worden, gehörte einen Edelmann von altem Stamme, welcher sich Graf von Pessec nannte.

Dieser Graf, dessen Einkünfte nicht hinreichten, um seine Wohnung in gutem Zustande zu erhalten und ihm die Mittel

zur Führung eines Haushalts zu gestatten, wie es sich eigentlich für einen Mann von seinen Umständen geschickt hätte, genoß in der Umgegend einen wenigstens zweifelhaften Ruf.

Es waren allerhand schlimme Gerüchte über ihn in Umlauf. Nicht als ob man gerade positive Thatsachen gegen ihn vorgebracht hätte, aber man haßte und fürchtete ihn.

Ohne Zweifel hatte diese allgemeine Abneigung gegen ihn großentheils ihren Grund in seinem intimen Verhältniß zu zwei Männern, die einer tief unter ihm stehenden Klasse angehörten und in einem notorisch schlechten Rufe standen.

Der eine dieser Männer lieh auf Pfänder und trieb Wuchergeschäfte mit den Bauern.

Der andere war als Falschmünzer in Untersuchung gewesen und aus Mangel an hinreichenden Beweisen freigesprochen worden, aber nichtsdestoweniger wußte man, was man von ihm zu halten hatte.

Der Wucherer hieß Jacomé.

Der Falschmünzer nannte sich Combons.

Sechstes Kapitel.

Der Jahrmarkt zu La Châtre.

Auf dem Gipfel der kleinen Anhöhe, von der wir so eben sprachen, angelangt, ließ der Prinz von Courtenay sein Pferd langsamer gehen, drehete sich im Sattel herum und winkte.

Sogleich setzte einer der Diener, die ihm in angemessener Entfernung folgten, sein Pferd in scharfen Trab und holte seinen Herrn ein.

„Picard,“ sagte Letzterer, „ist der Graf Pessac immer noch anwesend?“

„Immer noch, gnädiger Herr.“

„Was spricht man jetzt von ihm.“

„Nichts Gutes, gnädiger Herr.“

„Nun, was denn?“

„Man behauptet, daß er, wenn er nicht viel Böses thut, es nicht aus Mangel an Lust dazu unterläßt, sondern ganz einfach, weil er sich vor den Leuten des Königs fürchtet. Man versichert, daß Jacomé, der Wucherer von La Châtre, und Combons, der Falschmünzer von Saintaine, nicht von ihm wegkommen und daß sie beisammen sind wie die drei Finger der Hand. — Man versichert, er sei Gott und dem Teufel schuldig; noch vor Ablauf des Jahres wird das, was ihm von seinem Schloß und von seinen Feldern noch übrig bleibt, verkauft werden, um seine Gläubiger zu befriedigen und dann wird er, um leben zu können, genöthigt sein, den Bauern im Walde aufzulauern.“

„Aber ist das auch alles wahr?“

„Gnädiger Herr, ich sage, was in der Umgegend allgemein gesprochen wird.“

„Wer weiß,“ murmelte Jean de Courtenay mit halber Stimme und mit sich selbst sprechend, „vielleicht liegt in allen diesen Gerüchten viel Verleumdung. Ich für meinen Theil kann kaum glauben, daß ein Edelmann so tief sinken könne. Warum wendet sich dieser Mann, wenn er im Unglück ist, nicht an mich? Ich würde ihm gern zu Hülfe kommen.“

Nachdem der Prinz diese wenigen Worte gesprochen, schwieg er.

Picard kehrte, als er sah, daß sein Herr nicht mehr

mit ihm sprach, wieder um und schloß sich seinem Kameraden Lorrain wieder an.

Jean de Courtenay setzte sein Pferd in rascheren Gang und in weniger als einer Stunde hielt er in dem Hofe des Gasthauses zu den Drei Lilien, welches an der Hauptstraße von La Châtre lag.

Die beiden Diener brachten das Pferd des Prinzen und die ihrigen in den Stall und der Prinz machte sich auf den Weg nach dem Hause des Notars, mit welchem er noch vor Beginn des Jahrmarktes sprechen wollte.

Nachdem die Diener die Pferde abgesattelt und abgezäumt und ihnen ein reichliches Futter geschüttet, gingen sie ebenfalls aus, um sich ein wenig umzusehen.

In diesem Augenblicke beendeten drei Männer ihr Frühstück in einem Zimmer der ersten Etage, welches auf den Hof ging.

Diese drei Männer waren der Graf von Pessac, Combons und Jacomé.

Bei dem Klange der Hufschläge auf dem Pflaster war Jacomé, nachdem er das gefüllte Glas, welches er eben zum Munde emporhob, wieder auf den Tisch gesetzt, aufgestanden und hatte sich dem Fenster genähert.

„Wer kommt da?“ fragte ihn Herr von Pessac.

„Es ist Ihr Nachbar, der Prinz von Courtenay, Herr Graf,“ antwortete der Wucherer.

„Hat er viel Leute bei sich?“

„Nein, blos zwei Diener. Wenn er zu Jahrmarkt kommt, so geschieht es allemal mit einem sehr bescheidenen Gefolge.“

Herr von Pessac lehnte sich nachlässig in seinem Stuhle zurück.

„Meiner Treu,“ sagte er, „nach meiner Ansicht ist es eine

Schande, wenn ein großer Herr, wie Jean de Courtenay, der so reich ist, seine Ochsen, seine Hammel und sein Getreide selbst verkauft wie ein gemeiner Bauer und um alle Geschäfte sich selbst bekümmert."

„Aber die Geschäfte verlieren dabei durchaus nichts," entgegnete Jacomé, der in seiner Eigenschaft als Wucherer ordentliche Leute zu würdigen verstand; „seitdem der Prinz seine Güter selbst verwaltet, hat er sein Vermögen verdoppelt."

„Das ist wohl möglich, aber eben deßhalb finde ich, daß er Unrecht daran thut."

„Wie so?"

„Ein Mann von vornehmen Stande muß, wenn er reich ist, gar nicht rechnen können."

„Also, Herr Graf, wenn Sie Millionair wären, so ließen Sie sich bestehlen?"

„Wenn ich Millionair wäre, mein lieber Jacomé, so würde ich Sie zu meinem Intendanten annehmen. Ich glaube, damit ist Alles gesagt."

Bei dieser ironischen Antwort verneigte sich der Wucherer.

„So viel steht fest, Herr Graf," sagte Combons, welcher bis jetzt noch nicht gesprochen, „so viel steht fest, wenn Sie heute von dem Jahrmarkte zu La Châtre so viel Geld mitnähmen, als der Prinz von Courtenay heute Abend mitnehmen wird, so wären Ihre Angelegenheiten in etwas besserer Lage und Sie brauchten nicht mehr von einem Tage zum andern zu fürchten, herausgesetzt zu werden."

Herr von Pessac verließ seine nachlässige Stellung und stemmte sich mit dem Ellbogen auf den Tisch.

Er trank rasch hinter einander zwei Gläser Branntwein.

„Also," fragte er, „der Prinz wird heute viel Geld einstreichen?"

„Zwanzigtausend Livres wenigstens, in schönen klingenden vollwichtigen Pistolen.“

„Und woher wissen Sie das?“

„Ich habe heute Morgen mit einem der Ochsentreiber gesprochen, die gestern Abend mit Heerden von Hammeln, Ochsen, Kühen, jungen Pferden und mit mehr als tausend Sack Getreide beladenen Wagen hier angekommen sind.“

„Ah so!“ rief der Graf von Pessac.

„Hierzu kommt noch,“ setzte Jacomé hinzu, daß der Vater Pivois dem Prinzen heute eine Summe von sechzehn oder achtzehntausend Livres auszahlen wird, die er von mehreren seiner Schuldner beigetrieben hat. Ich weiß das aus sicherer Quelle.“

„Aber,“ sagte der Graf lebhaft, „dann wird Jean de Courtenay heut Abend beinahe vierzigtausend Livres im Sacke haben.“

„Ja wohl.“

„Ihr hattet Recht, die Summe ist rund und verlohnt schon der Mühe, wenn man auch noch so vornehm ist, den Jahrmarkt zu besuchen, um sie einzustreichen. Vierzigtausend Livres in schönem guten Golde! Ich darf gar nicht daran denken — es wird mir schwindlich.“

„Mir auch,“ sagte Jacomé.

„Und mir erst,“ setzte Combons hinzu.

Es trat ein Augenblick des Schweigens ein, während dessen die drei Männer ihre Gläser füllten und leerten.

Dann begann das Gespräch wieder.

„Meiner Treu,“ sagte der Falschmünzer plötzlich, „ich finde, daß der Prinz von Courtenay, wenn er heute nach seinem Schlosse Sussy zurückkehrt, sehr unvorsichtig handelt.“

„Und warum denn?“ fragte der Graf.

„Wie, Herr Graf, warum?“

„Ja, warum?“

„Weil der Jahrmarkt vor Einbruch der Nacht nicht zu Ende sein wird — weil von hier bis Sussy sechs gute Stunden in der Finsterniß auf schlechten Wegen und durch den Wald zurückzulegen sind und weil man während dieser sechs Stunden sechshundert Mal Gefahr läuft, angefallen und ausgeplündert zu werden.“

„Ach, was da,“ entgegnete der Graf, „es ist keine Gefahr vorhanden. Es giebt in unserer Umgegend keine Räuber von Profession.“

„Das mag sein, Herr Graf, aber wenn es sich um vierzigtausend Livres, das heißt um ein ganzes Vermögen handelt, so werden eine Menge Leute zu Dieben, die eigentlich dies nicht sind.“

„Glauben Sie das, Combons?“

„Ich glaube das nicht, Herr Graf, sondern ich bin dessen gewiß.“

„Aber der Prinz ist nicht allein — er hat zwei Diener mit sich, die ohne Zweifel gut bewaffnet sind.“

„Das sind im Ganzen drei Mann und was die Pistolen betrifft, so kann man diese, wenn man gewisse Vorkehrungen trifft, verhindern zu bellen.“

Der Graf von Pessac antwortete nichts.

Er stemmte seine beiden Ellbogen auf den Tisch, bedeckte das Gesicht mit den Händen und versank in tiefes Nachdenken. Mittlerweile wechselten Jacomé und Combons bedeutsame Blicke.

Bald begann die einen Augenblick unterbrochene Unterhaltung zwischen den drei Männern wieder und ward immer interessanter.

Es wäre jedoch überflüssig, unsere Leser noch länger derselben beiwohnen zu lassen, da wir sie bald durch ihre Resultate kennen lernen werden.

Wir wollen blos sagen, daß Herr von Pessac bald darauf das Gasthaus zu den drei Lilien verließ und sich in den Laden des einzigen Apothekers in La Châtre begab, bei welchem er beinahe eine Stunde lang blieb. Hierauf kam er in das Gasthaus zurück, begab sich in den Stall, in welchem sich die drei Pferde des Prinzen von Courtenay befanden und bewunderte als Kenner, der er war, diese edeln Thiere und betastete liebkosend die seidenen Mähnen, die schöngeformten Köpfe und rosenfarbenen weit geöffneten Nüstern.

Mittlerweile untersuchte Combons mit großer Genauigkeit die Sättel, an welchen die Halftern mit den Pistolen hingen.

Nach diesem Besuch ging der Graf von Pessac noch eine Weile auf dem Jahrmarkt herum, wo er zwei oder drei hektische Kühe und einige magere Hammel verkaufen ließ.

Combons, der Falschmünzer, hatte sich nicht getäuscht. Die Nacht war schon ziemlich hereingebrochen, als der Prinz von Courtenay seine Geschäfte beendet hatte.

In dem Gasthause war Befehl gegeben worden, ihm ein Diner zuzubereiten. Er nahm diese Mahlzeit rasch zu sich und ließ dann fragen, ob seine Pferde gesattelt wären.

Auf die bejahende Antwort bezahlte er freigebig seine Zeche und die seiner Leute und ging hinaus in den Hof.

Die Diener waren schon da und hielten die Pferde am Zügel.

Während der Prinz hinter seinem Sattel ein kleines leder=

nes Felleisen festschnallen ließ, welches in Gold die von ihm erhobenen Summen enthielt, näherte sich ihm ein Mann in der demüthigsten Haltung mit dem Hute in der Hand.

Es war der Graf von Pessac.

Herr von Courtenay kannte ihn von Ansehen und erwiederte seinen Gruß mit einem gewissen Wohlwollen.

„Gnädigster Herr,“ sagte Herr von Pessac, „ich möchte Sie um eine Gunst bitten, auf welche ich, wie ich wohl fühle, kein Recht habe.“

„Reden Sie, mein Herr,“ antwortete der Prinz, „und wenn das, was Sie von mir wünschen, möglich ist, so werde ich es gern thun.“

„Die Nacht bricht ein,“ fuhr der Graf fort; „ich habe heute einige Stück Vieh verkaufen lassen und dafür eine für Sie unbedeutende, für mich aber sehr große Summe gelöst, die ich hier bei mir habe. Die Straßen, sagt man, sind nicht sicher, ich habe keinen Diener und fürchte, wenn ich so allein reise, unterwegs angefallen zu werden. Wollen Sie mir daher wohl erlauben, Monseigneur, mich Ihrer Escorte bis zu der Stelle anzuschließen, wo ich meine bescheidene Wohnung erreicht haben werde?“

„Mein Herr,“ entgegnete der Prinz, „ich bewillige Ihr Verlangen sehr gern, aber ich werde nicht zugeben, daß ein Edelmann in Gesellschaft von Dienern reite. Sie werden mich begleiten, wenn es Ihnen beliebt.“

„Ach, Monseigneur, welche Güte!“ rief Herr von Pessac.

„Nur,“ hob Jean de Courtenay wieder an, „möchte ich Sie ersuchen, sich zu beeilen, denn wie Sie eben sagten, es wird ziemlich spät.“

„Mein Pferd ist fertig gezäumt und gesattelt, Monseigneur.“

„Nun so setzen Sie sich auf und lassen Sie uns aufbrechen.“

Der Graf von Pessac lief in den Stall und zog sein Pferd heraus. Es war ein Thier von mittelmäßigem Preise, aber kräftig und feurig.

Er schwang sich mit der Leichtigkeit eines jungen Mannes hinauf und folgte Herrn von Courtenay, indem er Sorge trug, immer ungefähr eine halbe Pferdelänge zurückzubleiben, wie es der Respect verlangte.

Die kleine Cavalcade durchschritt die Straßen von La Châtre, in welchen es noch sehr lebhaft zuging, denn viele Leute waren so weit hergekommen, daß sie nicht wieder denselben Abend nach Hause reisen konnten. Jeder verneigte sich, als der Prinz vorbeikam, aber alle betrachteten mit großem Erstaunen den Grafen von Pessac und sagten zu einander:

„Da reitet der Prinz in sehr schlechter Gesellschaft.“

Siebentes Kapitel.

Ein armer Edelmann.

Es scheint uns angemessen, mit einigen Federstrichen den Schattenriß der neuen Personen zu zeichnen, die wir haben auftreten lassen.

Der Graf von Pessac war ungefähr fünf und vierzig Jahre alt.

Er war von mittler Statur und gut gewachsen, obschon ein wenig hager.

Die scharf ausgeprägten Züge seines Gesichts boten, ein-

zeln genommen, nichts Unangenehmes dar, aber mißfielen in ihrer Gesammtheit durch ihren Ausdruck.

Dieser in gewisser Beziehung vielfältige Ausdruck war gleichzeitig stolz und niedrig.

Der Mund schien sich nur zu einem gebieterischen Befehl oder zu einer kriechenden Schmeichelei öffnen zu können. Die Augen besaßen dieselbe Zweideutigkeit des Blicks und überdies waren sie falsch und unsicher, wie die der Leute, deren Gewissen niemals ganz ruhig ist.

Dem Prinzen von Courtenay gegenüber hatte die Physiognomie des Herrn von Pessac ihren hochmüthigen Ausdruck gänzlich abgelegt und trug blos noch die vollkommenste Servilität zur Schau.

Dies war die physische Seite des Mannes.

Was die moralische betraf, so hielt der Graf Alles, was sein Gesicht versprach — und sogar noch mehr.

Er war geistreich — geschmeidig — wußte sich einzuschmeicheln und entwickelte, wenn seine Interessen in Frage kamen, eine wunderbare Gewandtheit.

Er war auch jetzt der Erste, welcher die Unterhaltung begann.

„Monseigneur,“ sagte er, „ich weiß nicht, auf welche Weise ich Ihnen für die Ehre danken soll, die Sie mir in diesem Augenblick erzeugen.“

„Das bedarf keines Dankes, mein Herr,“ unterbrach ihn der Prinz, „ich thue ja weiter nichts, als was jeder Edelmann an meiner Stelle für einen andern Edelmann thun würde.“

„Verzeihen Sie mir, Monseigneur, Sie thun mehr.“

„Und weßhalb, mein Herr?“

„Deßhalb, Monseigneur, weil es unmöglich ist, daß die

schlimmen Gerüchte, welche über mich umlaufen, nicht bis zu Ihnen gedrungen seien."

„Ah!" murmelte Herr von Courtenay, sehr erstaunt, den Grafen von Pessac selbst auf seinen schlechten Ruf anspielen zu hören.

„Ja Monseigneur," hob letzterer wieder an, „Sie kennen diese Gerüchte und indem Sie mir gestatten, an Ihrer Seite zu reiten, rehabilitiren Sie mich gewissermaßen in der gegen mich so ungerechten öffentlichen Meinung."

„Also, mein Herr," fragte der Prinz, „Sie wissen, was man von Ihnen spricht?"

„Ich weiß Alles, Monseigneur — ich weiß, daß man mich haßt und mich fürchtet. — Ich weiß, daß wie ungreifbare Gespenster jene unbestimmten Anklagen mich umschweben, welche gerade die allergefährlichsten sind, weil man sie, da sie auf keiner ausgesprochenen Basis beruhen, weder bekämpfen noch vernichten kann. Ich weiß, daß man meine Nähe meidet — daß der nähere Umgang mit mir für schimpflich gehalten wird — daß man mich als einen Menschen ohne Rechtschaffenheit und ohne Ehre betrachtet. Ja, Monseigneur, das alles weiß ich und wenn ich nicht so heilige Pflichten in dieser Welt zu erfüllen hätte, so hätte ich schon längst den Tod angerufen, mich von einer zu schweren Bürde zu erlösen und meiner blutigen Stirn diese Dornenkrone abzunehmen."

Während der Graf von Pessac so sprach, betrachtete ihn Jean de Courtenay aufmerksam und fühlte sich ergriffen von dem trostlosen Ausdruck seines Gesichts und von dem innigen aufrichtigen Ton, in welchem er seine Worte sprach.

„Mein Herr," sagte er zu ihm, „Sie sind besser, als Ihr Ruf — das will ich glauben — ich zweifle nicht daran, Aber

wie haben diese beklagenswerthen Gerüchte entstehen und sich verbreiten können? Sie haben wohl viele Feinde?"

„Monseigneur, ein Wort, ein einziges Wort wird Ihnen alles erklären."

„Und dieses Wort?"

„Ist Armuth!"

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Ich will sagen, daß ich arm bin und daß hierin alle jene Feindseligkeiten ihren Grund haben, die sich gegen mich regen — alle jene Anklagen, die mich verfolgen."

„Aber die Armuth ist doch kein Laster."

„O, sie ist noch etwas viel Schlimmeres, Monseigneur, wenn man Edelmann ist! — Man fing an mich zu verachten, als man sah, daß ich meinen Namen nicht auf standesgemäße Weise aufrecht erhalten konnte. Ich war jung — die Verachtung that mir wehe. Ich wollte ein Haus führen, welches mein geringes Vermögen mir unbedingt versagte. Nun begannen die, die mich früher verachteten und welche mein Luxus demüthigte, mich zu hassen. Es konnte nicht fehlen, daß ich wieder in meine früheren bescheidenen Verhältnisse zurückkehren mußte — die Verachtung kam wieder, aber der Haß blieb auch. Uebrigens aber hatte ich den Becher der Demüthigungen und der Verzweiflung noch nicht bis auf die Hefen geleert. Meine kurzen Thorheiten hatten meine Hülfsquellen erschöpft — ich mußte borgen, um leben zu können — einige Börsen öffneten sich — Wuchererbörsen zum größten Theil. — Ich bekam Gläubiger, Monseigneur, und Gläubiger, welche nach Verlauf einer gewissen Zeit (obschon mit Unrecht) das Geld, welches sie mir vorgeschossen, als verloren betrachteten. Diese wurden Feinde, grimmige, erbarmungslose Feinde! Sie griffen mich an — sie verleumdeten mich, sie zerfleischten meinen

Ruf als ehrlicher Mann und als Edelmann und ließen die Fetzen dieses Rufes an allen Gebüschen der öffentlichen Heerstraße hängen. In einigen Monaten — in einigen Wochen — ja vielleicht in wenigen Tagen, wird das Wenige, welches mir noch geblieben ist, verkauft werden — man wird mich aus dem Wohnsitze meiner Väter treiben — ich werde kein Obdach und kein Brod haben! Diese Menschen, diese Gläubiger, diese Feinde werden sich in den Erlös für meinen letzten Acker Feld, für den letzten Stein meines alten Schlosses theilen. Ich werde ihnen nichts mehr schuldig sein, eben deswegen seien Sie dessen gewiß, werde ich immer noch für sie der Graf von Pessac, der Edelmann ohne Herz und ohne Ehre bleiben und wer weiß, ob man mich nicht dann beschuldigt, daß ich Straßenräuberei treibe, um leben zu können! Sie sehen, Monseigneur, daß ich Recht hatte, wenn ich Ihnen sagte, daß es in meinem Leben ein Verbrechen giebt — ein Verbrechen, für welches nichts mir Absolution und Vergebung zu verschaffen vermag — die Armuth."

Herr von Pessac schwieg.

Jean de Courtenay standen die Thränen in den Augen. Er reichte seinem Begleiter die Hand und drückte sie ihm schweigend.

„Ich wußte es wohl," dachte er mit der biedern Wärme eines großen Herzens, „ich wußte es wohl, als man diesen Edelmann verleumdete. Aber ich werde ihm zu Hülfe kommen und da die Vorsehung ihn zu vergessen scheint, so werde ich seine Vorsehung sein."

„Mein Herr," hob er hierauf mit immer noch bewegter Stimme laut an, „wenn ich nicht irre, so sprachen Sie auch von heiligen Pflichten, die Sie zu erfüllen hätten und die Sie gegen Ihren Willen an's Leben fesselten."

„Ja, Monseigneur.“

„Sind Sie denn verheirathet, mein Herr?“

„Verheirathet? Nein, Monseigneur. Ich kenne die Armuth zu genau, als daß ich mein erbärmliches Loos auch noch einer Lebensgefährtin aufbürden sollte.“

„Dann haben Sie auch keine Kinder?“

„Entschuldigen Sie, Monseigneur, dies ist es eben, wovon ich sprechen wollte. Ich habe ein angenommenes Kind — eine Waise — eine Nichte — die Tochter meiner Schwester — ein gutes und reizendes Mädchen von achtzehn Jahren, die in der Welt Niemanden hat als mich und die, wenn ich stürbe, nichts anderes thun könnte, als ebenfalls zu sterben. Ich aber liebe sie und will, daß sie lebe.“

Ohne Zweifel hätte der Prinz weiter gefragt, wenn die Unterhaltung nicht durch einen seltsamen Vorfall plötzlich unterbrochen worden wäre.

Die Cavalcade hatte seit ihrem Aufbruche von La Châtre zwei und ein halb Stunden Weges zurückgelegt. Die Nacht war vollständig eingebrochen, aber es war eine helle Nacht, die durch die silberne Scheibe des Mondes und durch Myriaden Sterne erleuchtet ward.

In diesem weißen unentschiedenen Scheine nahmen die Bäume am Rande der Straße phantastische Formen an und in dem Duster des Waldes glaubte man langsam Gespenster hin und herwandeln zu sehen.

Der Prinz und sein Begleiter hörten in einiger Entfernung hinter sich plötzlich ein klägliches Gewieher und dann unmittelbar darauf einen tüchtigen Fluch auf welchen ein schwerer Fall folgte.

Das Pferd des einen der Diener war gestürzt.

Der Prinz warf sogleich sein Pferd herum und sprengte auf seine Diener zu.

Jean de Courtenay liebte seine Pferde fast eben so wie seine Leute und fürchtete Beschädigungen der einen eben so wie der andern.

Der Diener hatte so eben sein unter den Sattel gekommenes Bein hervorgezogen und bemühete sich, dem Pferde mit dem Zügel wieder aufzuhelfen.

Vergebliches Bemühen!

Ein furchtbarer Krampf durchzuckte die Glieder des edlen Thieres und auf diesen Krampf folgte vollständige Unbeweglichkeit.

Es war unmöglich, es zu bezweifeln — das Pferd war todt.

„Das ist aber sonderbar," rief der Prinz, „dieses Thier war vor einer Stunde noch frisch und gesund und jetzt liegt es da, wie vom Blitz erschlagen. Was ist das für ein unbekanntes Uebel?"

„Vielleicht ein Gehirnschlag," meinte der Graf von Pessac, „es sind mir schon ähnliche Beispiele vorgekommen."

„Das mag wohl sein," entgegnete Jean de Courtenay, „aber dennoch ist es sonderbar."

„Was soll ich nun machen, Monseigneur?" fragte Picard, der auf diese Weise unberitten gemacht worden.

„Mein armer Junge," sagte der Prinz, „nimm die Pistolen aus den Halftern, stecke sie in Deinen Gürtel und folge uns zu Fuße. Wir werden ein wenig langsamer vorwärts kommen, aber deswegen unsere Heimath auch noch erreichen."

Achtes Kapitel.

Die Vergiftungen.

Der Prinz von Courtenay hatte nur eben Zeit gehabt, sich wieder in den Sattel zu schwingen und Picard hatte kaum den empfangenen Befehl ausgeführt, als das Pferd Lorrain's, des zweiten Dieners, plötzlich eine außerordentliche Aufregung verrieth. Es begann heftig zu bäumen und auszuschlagen, wobei es laut wieherte und ihm der Schaum vor das Maul trat.

Dann rannte es trotz der festen Hand, die es am Zügel hielt, in wüthendem Galopp davon und machte dabei die rasendsten Sätze.

Fünf Minuten dieses wahnsinnigen Rennens reichten hin, um den Reiter herabzuwerfen, so daß er sich auf dem Boden wälzte.

Das Pferd that noch einige Sätze, stieß ein abermaliges schmerzliches und ängstliches Wiehern aus und stürzte dann todt nieder.

Man eilte zunächst auf Lorrain zu, um ihn emporzurichten.

Alle Hülfe war vergebens.

Der arme Teufel hatte durch den Sturz das Rückgrat gebrochen und diesen furchtbaren Fall keine Secunde überleben können.

Jean de Courtenay und der Graf von Pessac, der nicht

weniger überrascht und erschrocken zu sein schien, als der Prinz, banden ihre Pferde mit dem Zaum an den Stamm eines jungen Baums und hoben Lorrain's Leiche auf.

Von Picard unterstützt trugen sie ihn auf einen der kleinen an die Straße stoßenden Rasenplätze und Herr von Courtenay kniete neben ihn nieder, legte die Hand auf das Herz des unglücklichen Dieners und hoffte noch eine Spur von Leben zu entdecken.

„Gerechter Gott!“ rief der Prinz, „welch schreckliches, unerwartetes Ereigniß! Ich würde sofort das ganze Gold, welches ich bei mir trage, und das Doppelte und Dreifache darum geben, wenn ich diesen braven Diener wieder ins Leben zurückrufen könnte.“

„Es ist entsetzlich, entsetzlich!“ murmelte Herr von Pessac.

„Ich weiß nicht, was ich denken soll,“ hob Jean de Courtenay wieder an; „diese furchtbare Krankheit, die sich plötzlich und fast gleichzeitig der beiden Pferde bemächtigt, scheint mir ein unerklärliches Geheimniß zu sein. Begreifen Sie etwas von diesem allen, Herr Graf?“

„Nein, Monseigneur, eben so wenig als Sie.“

„Wir können diese Leiche nicht mitnehmen,“ fuhr der Prinz fort, „ich werde sofort im Galopp nach Sussy reiten und mit Leuten, einer Tragbahre und Fackeln zurückkommen.“

„Wünschen Sie, daß ich Sie bis an das Ende Ihres Weges begleite, Monseigneur?“ fragte Herr von Pessac.

„Ich danke tausendmal — es wäre unrecht von mir, wenn ich Sie so weit von Ihrem Wege ablenken wollte.“

„Verfügen Sie über mich unbedingt, Monseigneur, ich bitte darum.“

„Ich danke nochmals, mein Herr, was sollte es nützen?“

Der Graf von Pessac bestand nicht weiter auf seinem Verlangen.

Jean de Courtenay brach einen kleinen Zweig in zwei Stücken, die er in Form eines Kreuzes auf Lorrain's Brust legte.

Dann näherte er sich seinem Pferde.

Man denke sich aber, was er empfand, als er den Zustand sah, in welchem sich auch dieses edle Thier befand!

Auf den weit auseinander gestellten steif gewordenen vier Beinen stehend zitterte es heftig und ein krampfhafter Schauer runzelte die glänzend seidene Haut.

Ein dicker Schaum floß ihm aus Maul und Nase.

Offenbar litt es an dem ersten Anfall jenes unbekannten und furchtbaren Uebels, welches so eben seine beiden Kameraden niedergeworfen.

„Sehen Sie! sehen Sie!" rief der Prinz.

Der Graf von Pessac eilte herbei.

Die Beine des Pferdes knickten unter ihm. Es fiel auf die Seite. Eine furchtbare Convulsion bewegte seine Glieder und es hauchte sein Leben aus.

„Das ist entsetzlich!" murmelte der Prinz. „Welcher Dämon hat hier die Hand im Spiele!"

„Monseigneur," fragte der Graf, „haben Sie Feinde?"

„Feinde, mein Herr? — nicht einen einzigen — ich thue Niemanden etwas zu leide, sondern im Gegentheil so viel Gutes, als ich kann."

„Das ist nicht immer ein Grund — besinnen Sie sich, Monseigneur."

„Ich sage Ihnen nochmals, in dieser Gegend hier kann Niemand mich hassen! — Aber warum diese Frage?"

„Weil es mir außer allem Zweifel zu sein scheint, Mon=

seigneur, daß mit dem Hafer Ihrer Pferde irgend eine giftige Substanz vermischt worden ist. Es gilt nun die Frage, ob man diese Thatsache auf Rechnung des Zufalles oder der Bosheit bringen muß. — Diese Frage aber weiß ich nicht zu beantworten."

„Also, mein Herr, Sie glauben an eine Vergiftung?"

„Wie sollte man diese dreifache Katastrophe auf eine andere Weise erklären?"

„Das ist wahr; aber Ihr Pferd scheint ganz munter und wohl zu sein."

„Das ist wahr, Monseigneur, und dies bestätigt mich eben in meiner Vermuthung und läßt mich an eine vorsätzliche Vergiftung glauben.

„Warum das, mein Herr?"

„Mein Pferd befand sich nicht in demselben Stalle, wie die Ihrigen, hat aber von demselben Hafer und aus demselben Sack bekommen. Wenn daher nur die Ihrigen von diesem Unglück betroffen worden sind, so ist es klar, daß man es eben nur auf diese abgesehen hatte."

„Sie haben Recht, mein Herr, die Vergiftung ist in der That gewiß. Aber wer hat nur auf diese Weise mir Schaden zufügen wollen? Warum? In welcher Absicht?"

„Ich kann es weder begreifen, noch errathen, Monseigneur."

Einige Secunden lang versank Jean de Courtenay in tiefes und schmerzliches Nachdenken.

„Was soll ich anfangen," murmelte er dann mit halber Stimme, „was soll ich thun?"

„Darf ich vielleicht fragen, was in diesem Augenblick der Gegenstand Ihres Nachdenkens ist, Monseigneur?" fragte Herr von Pessac.

„Ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll, Herr Graf, um nach Hause zu kommen, zu Fuße, und mit einem schweren Felleisen beladen.“

„Wie mir scheint, Monseigneur, ist hier nur ein Ausweg leicht und möglich —“

„Und dieser ist, mein Herr?“

„Er besteht darin, mein Herr, daß Sie die Gastfreundschaft meines armen, alten, verfallenen Schlosses annehmen. — Sie werden allerdings dort sehr wenig Bequemlichkeit finden, Monseigneur, aber eine Nacht ist ja so schnell vorüber. Während dieser Zeit wird Ihr Diener seinen Weg bis nach Sussy fortsetzen, er wird Ihnen morgen früh frische Pferde bringen und was die Leiche Ihres zweiten Dieners betrifft, so werde ich sie ohne Verzug holen und in der halb verfallenen Kapelle meines Schlosses niederlegen lassen, bis ein Priester sie in geweihetem Boden bestatten kann. Was sagen Sie zu meinem Anerbieten, Monseigneur? Es kommt, glauben Sie mir, aus dankbaren und willigem Herzen.“

Jean de Courtenay zögerte einen Augenblick lang.

Ein unbestimmtes Gefühl von unwillkührlichem Mißtrauen rieth ihm, nicht die Nacht unter dem Dache dieses Mannes zuzubringen. Aber wenn er das nicht wollte, was sollte er sonst anfangen, um sich dieser schwierigen und peinlichen Lage zu entziehen?

Uebrigens glaubte der Prinz wie wir wissen, nicht so leicht an etwas Böses.

Er verbannte daher sein unbestimmtes Mißtrauen, bot dem Edelmann die Hand und sagte zu ihm:

„Ich nehme, mein Herr, die Gastfreundschaft Ihres Hauses an und zwar eben so offen und aufrichtig, als Sie mir sie anbieten.“

„Sie machen mich stolz und glücklich, mein Herr,“ rief der Graf von Pessac, „und ohne die beklagenswerthen Umstände, welche Sie zu meinem Gast machen, würde ich sagen: stolz und freudig!“

„Wir sind hier ungefähr eine halbe Stunde von Ihrer Wohnung entfernt, nicht wahr?“

„Kaum, Monseigneur.“

Der Prinz holte aus seinem Sattel die Pistolen, die er in den Gurt des Hirschfängers steckte, den er statt des Degens trug, wenn er zu Pferde reiste.

Er schnallte das mit Gold gefüllte Felleisen ab, warf es sich auf die linke Schulter und sagte, indem er sich zu Herrn von Pessac wendete:

„Nun, wenn es Ihnen beliebt, mein Herr — ich bin bereit, Ihnen zu folgen.“

Und Jean de Courtenay machte sich mit dem Grafen auf den Weg.

Letzterer führte sein Pferd am Zügel.

Nach einer halben Stunde erreichten die beiden Männer jene Anhöhe, von wo man durch die Bäume hindurch die Dächer des Schlosses Pessac sehen konnte. Sie schlugen einen nach der rechten Seite hinführenden Querpfad ein und sahen sich bald vor dem Schlosse.

Der Mond erhellte mit seinem Scheine die verfallenen Gebäude und gestattete die geringsten Einzelnheiten derselben fast eben so genau zu erkennen, als wie am hellen Tage.

Wir haben schon gesagt, daß der neueste Theil des Gebäudes von den Trümmern der alten Herrenwohnung aufgebaut worden war.

Dieses schwerfällige und plumpe Bauwerk, mit unregelmäßigen Fenstern und zwei Seitenthürmen, einem viereckigen

und einem runden, versehen, stand im Vordergrunde jener langen verfallenen Mauern, die gänzlich mit jenem düstern Mantel bedeckt waren, welchen der Epheu über die Ruinen ausbreitet.

Die alterthümliche Kapelle, deren Dach schon seit undenklichen Zeiten eingestürzt war, zeichnete sich mit den spitzen Wölbungen ihrer Vorderseite schwarz und scharf gegen den dunkelblauen Himmel ab.

Ganz in der Nähe und die Mauer berührend, befand sich ein schöner großer Teich.

Derselbe nahm den Platz ein, wo sich früher die Gräben befunden hatten und umgab das Schloß von allen Seiten.

Zu dem Ehrenthor gelangte man über eine von Stein und Holz erbauete Brücke ohne Geländer und in ziemlich schlechtem Zustande.

Auf der entgegengesetzten Seite führte ein einfacher Bretersteg über den Teich an einer Stelle, wo er nicht sehr breit war.

Dieser Steg führte nach einem malerischen Rasenplatze, welcher sich bis an den Saum eines ungeheuern Forstes hinzog, von welchem einige Acker früher dem Schlosse als Park gedient hatten.

Alle Spur von Einhegung war verschwunden und der Forst breitete ungehindert seine gewaltige Vegetation aus, welche die Kunst der Schüler Lenôtre's jetzt nicht mehr unter dem Vorwand sie zu verschönen, regelte und beschränkte.

Links nicht weit von der steinernen Brücke sah man die Ställe und übrigen landwirthschaftlichen Gebäude.

Rechts zog sich ein ziemlich umfangreicher Küchengarten hin, welcher Früchte, Gemüse und dergleichen in großen Massen lieferte.

Der so zu sagen moderne Theil des Schlosses hing durch Gänge und Souterrains mit den Ruinen des alten Gebäudes zusammen.

Neuntes Kapitel.

Die Gastfreundschaft.

Jean de Courtenay und Herr von Pessac erreichten die über den Teich und nach dem Ehrenthor führende steinerne Brücke.

Ohne einen matten Lichtschein, den man an einem der Fenster des Erdgeschosses glänzen sah, hätte das Schloß vollständig öde und verlassen geschienen.

Am Eingange der Brücke hing eine kleine Glocke an einem hölzernen Gestelle und diente zur Anmeldung der Gäste.

Der Herr des Schlosses ergriff die eiserne Kette, welche diese Glocke in Bewegung setzte und läutete heftig.

Sofort öffnete sich die Thür und ein Diener eilte herbei.

Dieser Mensch, der ein verdächtiges und außerordentlich häßliches Gesicht hatte, trug eine alte überall geflickte Livree, deren ehemals vergoldete Tressen jetzt keine Spur mehr von dem kostbaren Metall zeigten.

„Jean, sagte der Graf, indem er ihm den Zügel seines Pferdes zuwarf, „führe mein Pferd in den Stall und komme dann wieder, um meine Befehle zu empfangen.“

Der Diener gehorchte ohne ein einziges Wort zu entgegnen.

„Monseigneur,“ sagte Herr von Pessac hierauf mit einem

etwas gezwungenen Lächeln, „Sie wissen schon, daß Sie die Gastfreundschaft eines armen Edelmanns annehmen und dennoch wird Ihnen das, was ich Ihnen sagen will, fast unglaublich vorkommen, denn es giebt Dinge, von welchen Sie sich keinen Begriff machen können. Dieser Mann, den sie so eben gesehen, macht mit einer alten, meine Nichte bedienenden Magd meine ganze Dienerschaft aus. Er ist mein Reitknecht, mein Kammerdiener, mein Hausmeister, mein Jäger, mein Koch, mein Gärtner und mein Verwalter. Dabei wird ihm noch überdies sein Lohn so selten ausgezahlt, daß er mir offenbar mehr aus persönlicher Anhänglichkeit als aus Eigennutz dient.“

„Nichts auf der Welt, mein Herr,“ sagte der Prinz, „könnte, wie mir scheint, Ihnen mehr zum Lobe gereichen, als was Sie mir so eben gesagt haben. Nur ein guter Herr und rechtschaffener Mann vermag seinen Dienern eine solche Anhänglichkeit einzuflößen.“

Der Graf von Pessac verneigte sich.

Jean de Courtenay und der Edelmann hatten die Brücke überschritten und betraten jetzt die zerbröckelnden Stufen, welche in das Innere der Vorhalle führten.

Ueber der Thür sah man das Wappenschild der Herren von Pessac — ein silbernes Schwert im rothen Felde mit der Grafenkrone darüber und von zwei Greifen gehalten.

Der Graf öffnete diese Thür.

„Monseigneur,“ sagte er, „treten Sie ein und seien Sie in diesem Hause willkommen.“

„Ich danke, mein Herr,“ antwortete der Prinz, „es gereicht mir zur Ehre, das Haus eines so höflichen und dienstfertigen Edelmanns zu betreten.“

Kein Licht erleuchtete die Vorhalle und die Dunkelheit war daher fast vollständig.

Wenn man in diesen großen mit Steinplatten gepflasterten Raum trat, so fühlte man eine kalte, durchdringende Feuchtigkeit, die man ohne Zweifel der Nähe des Teiches zuschreiben mußte.

Herr von Pessac that einige Schritte nach der rechten Seite hin und öffnete eine zweite Thür.

„Hierher, Monseigneur,“ sagte er.

Jean de Courtenay folgte ihm und trat in ein viereckiges ziemlich großes Gemach, welches durch die knisternden Flammen eines großen Feuers und durch eine auf dem Sims des hohen Kamins stehende kleine Lampe erleuchtet ward.

Eine einzige Person war in diesem Gemach anwesend.

Es war eine schon bejahrte Dienerin, ziemlich wie eine Bäuerin gekleidet, die an dem Kamin auf einem niedrigen Schemel saß und strickte.

Sie wendete, als sie das Geräusch der sich öffnenden Thür hörte, den Kopf herum. Als sie ihren Herrn in Begleitung eines Unbekannten gewahrte, erhob sie sich so rasch als ihre alten Beine es ihr gestatteten.

„Monseigneur,“ sagte Herr von Pessac zu seinem Gaste, „gegen Ende des Septembers sind die Abende schon kalt, besonders hier — nähern Sie sich, wenn ich bitten darf, diesem Feuer.“

Und Herr von Pessac schob einen alten gothischen Sessel von schwarz gewordenem Eichenholz und mit geschnitzter Lehne an die eine Ecke des Kamins.

Dann setzte er hinzu:

„Nehmen Sie Platz, Monseigneur.“

Die alte Dienerin machte, als sie den Fremden mit Mon=

seigneur anreden hörte, große Augen und betrachtete ihn mit komischem, verblüfftem Ausdrucke.

Der Prinz legte sein mit Gold gefülltes Felleisen auf den Sims des Kamins und setzte sich.

Herr von Pessac warf selbst einen Arm voll klein gespaltenes Holz auf die glühenden Kohlen und sofort loderte eine lustige Flamme empor.

„Sie hatten Recht, mein Herr,“ sagte der Prinz, „ich fühle, daß die Nacht kalt ist und daß dieses Feuer eine sehr wohlthätige Wirkung äußert.“

„Werden Sie vor dem Souper etwas genießen, Monseigneur?“

„Ich danke Ihnen tausendmal — ich fühle keinen Appetit — ich werde warten.“

„Es wäre möglich, daß wir etwas spät soupirten.“

„Desto besser. Die traurige Katastrophe des heutigen Abends hat mir allen Appetit geraubt.“

Herr von Pessac wendete sich zu der alten Dienerin, welche steif und unbeweglich mit weit geöffneten Augen dastand und die Arme hin- und herbaumeln ließ.

„Barbe,“ sagte er zu ihr, „was machst Du?“

„Nichts, Herr Graf, ich erwartete Ihre Befehle.“

„Wo ist Deine Herrin?“

„Auf ihrem Zimmer, Herr Graf.“

„Seit wann?“

„Seit einem Augenblick — sie ging hinauf als sie klingeln hörte.“

„Wußte sie denn nicht, daß ich es wäre?“

„Sie hat nichts gesagt, Herr Graf.“

„Nun so melde Fräulein von Thiphaine, daß Monseigneur, der Prinz von Courtenay, uns die ausgezeichnete Ehre erweist,

in meinem Hause für diese Nacht die Gastfreundschaft anzunehmen, und bitte sie, unverweilt herunterzukommen."

„Ja, Herr Graf."

Die alte Dienerin machte eine groteske Verbeugung und ging hinaus."

„Ihre Nichte heißt also Fräulein von Thiphaine?" fragte der Prinz.

„Ja, Monseigneur."

„Dann gehört sie ohne Zweifel der großen Familie dieses Namens an, welche aus Poitou stammt."

„Ja, Monseigneur. Meine Schwester Gabriele von Pessac heirathete trotz meines Rathes einen jüngern Sohn aus dem Hause Thiphaine. Wir sind in unserer Familie einmal dem Unglück und Elend geweihet. Ange von Thiphaine war die einzige Frucht dieser unglücklichen Ehe, welche durch einen frühzeitigen Tod gelöst ward. Ange's Geburt kostete meiner armen Schwester das Leben und Herr von Thiphaine überlebte sie nur wenige Monate."

„Bei dem vornehmen Namen, welchen sie trägt, wird es Ihrer Fräulein Nichte leicht werden, sich zu verheirathen," sagte der Prinz.

„Niemals, Monseigneur!"

„Warum nicht?"

„Eine Thiphaine kann nur einen vornehmen Herrn heirathen und welcher vornehme Herr würde Ange unter diesen Ruinen aufsuchen und sie ohne Mitgift heirathen? Das Leben des armen Kindes ist einfach und im Voraus vorgeschrieben — so lange als ich lebe ist sie meine Gesellschafterin und mein Trost — sterbe ich, so geht sie in's Kloster."

Was der Graf von Pessac hier sagte, war im Grunde genommen auch die Meinung des Prinzen.

Dieser fand deshalb nichts weiter darauf zu entgegnen.

Es trat augenblickliches Schweigen ein.

Herr von Pessac hatte an der andern Seite des Kamins auf einem etwas niedrigeren Sessel, als der des Prinzen war, Platz genommen.

Letzterer ließ einen gleichzeitig zerstreuten und neugierigen Blick in dem Zimmer umherirren, in welchem er sich befand.

Dieses Zimmer war, wie wir schon gesagt haben, sehr groß und zeigte noch unbestreitbare Spuren früheren Reichthums.

Unter der dicken Schicht von schwarzem Firniß, womit der Rauch die hervorspringenden und geschnitzten Balken der Decke überzogen hatte, sah man Spuren von lebhaften Farben — himmelblau, purpur und von Vergoldungen.

Ein flamländische Tapisserie aus der Zeit Heinrichs II. in einen sonderbar geschnitzten großen Rahmen von Eichenholz gespannt, bedeckte die Wände. Diese mit einer Menge burlesker Figuren bedeckte Tapete stellte die verschiedenen Episoden einer Dorfkirmse dar.

Hier sah man Gruppen lustiger Zecher an einem mit Schinken, Würsten und Weinflaschen besetzten Tische.

Weiterhin spielten auf einer Tonne sitzende Musikanten zum Tanze auf, der nicht blos von jungen Burschen und Mädchen, sondern auch von alten Männern und zahnlosen Matronen aufgeführt ward.

Nach dem Spiele kam der Zank.

Man sah die sich prügelnden Bauern in den komischsten Stellungen.

Hier verließ einer ganz zerprügelt und hinkend das Schlachtfeld mit ausgesucht häßlicher Grimasse.

Dort zeigte einer sein wundgeschlagenes Auge oder seine zerschundene Kinnlade.

Zuletzt und als Entwickelung dieses ruhmreichen Heldengedichts zeigte die Tapete alle diese Personen — Zecher, Tänzer, Kämpfer, junge und alte Leute, Männer und Weiber toll und voll betrunken und sich unter den Tischen umherwälzend.

Es war dies in der That der würdige Schluß einer flamländischen Dorfkirmes.

Der, wie wir bereits wissen, sehr große Kamin war von graufarbigen Stein mit Bildhauerarbeit und dem Wappen der Pessac geziert.

Diesem Kamin gegenüber hing ein ziemlich schöner venetianischer Spiegel in seinem Rahmen von Ebenholz an der Tapisserie.

Die Sessel und Schemel waren von Eichenholz mit Wappenbildern geschmückt.

Einige Schenk- und Credenztische in gothischem Style, so wie eine große Tafel mit gedreheten säulenartigen Füßen vervollständigten das Mobiliar.

So wie wir dasselbe eben beschrieben haben, scheint es — namentlich bei der ungemeinen Vorliebe, welche man in unserer Zeit für alterthümliche Curiositäten hegt — ganz prachtvoll gewesen zu sein.

Zu der Zeit aber, in welcher unsere Geschichte spielt, schienen alle diese schönen Sachen weiter nichts als ein Haufen werthlosen Gerümpels.

Jean de Courtenay ließ seinen Blick immer noch in dem Zimmer umherschweifen, als plötzlich die in die Vorhalle führende Thür sich öffnete.

Das zerlumpte Factotum erschien auf der Schwelle und meldete mit einer gewissen Feierlichkeit:

„Fräulein Ange von Thiphaine."

Zehntes Kapitel.

Ange von Thiphaine.

Der Prinz von Courtenay erhob sich als er Fräulein von Thiphaine anmelden hörte und ging einige Schritte auf die Thür zu.

Ange erschien.

Sie war ein junges Mädchen von mittlerem Wuchs aber doch mehr groß als klein.

Man konnte nicht sagen, daß ihre Schönheit auffällig gewesen wäre — ja, man konnte sie nicht einmal schön nennen, aber es lag in ihrer ganzen Person eine Zauber, ein schwer zu schildernder Reiz, mit einem Worte etwas, was sich leichter begreifen als beschreiben läßt.

Ihre großen dunkelblauen Augen hatten einen gedankenvollen und gesammelten Ausdruck. — Sie schienen in ihrem innersten Herzen lesen zu lassen. Das Lächeln ihres kleinen Mundes war sanft und fast engelgleich.

Ihr etwas länglich ovales Gesicht war bleich und diese matte Blässe ward durch die glatten glänzenden Flechten ihres braunen Haares, welches sie nicht nach der Mode der damaligen Zeit zurückgekämmt trug, noch mehr hervorgehoben. Das Costüm des Mädchens streifte an fast klösterliche Einfachheit.

Dieses Costüm bestand aus einem langen Gewand von brauner Wolle, um den Gürtel herum mit einer dicken seidenen Schnur geknüpft.

Ein breiter ganz glatter Halskragen stach scharf gegen die dunkle Farbe des Kleides ab.

Die schöngeformten Arme mit ihren Prinzessinnenhänden ragten vom Ellbogen an aus weiten wallenden Aermeln hervor.

So gekleidet — mit gesenkten Augen — keuschem, träumerischem Antlitz — war das junge Mädchen ihres Namens würdig.

Sie glich einem jener ätherischen anmuthigen Engel, wie sie ein Cimabué, ein Giotto und ein Perugino uns malen.

Ein leichter Rosenhauch färbte ihre Wangen in dem Augenblicke, wo Jean de Courtenay sich mit der aristokratischen Galanterie eines großen Herrn vor ihr verneigte und ihr die Hand bot, um sie zu dem Sessel zu führen, den er bis zu diesem Augenblick selbst eingenommen hatte.

Die Schüchternheit des Fräuleins von Thiphaine war außerordentlich, aber bei einem jungen Mädchen, welches sein ganzes Leben in der Einsamkeit zugebracht, ganz natürlich.

Der Prinz versuchte mit ihr einige jener alltäglichen Redensarten zu wechseln, welche einen Anschein von Conversation herbeiführen.

Er konnte ihr jedoch nur einsylbige Antworten abgewinnen, die von lebhaftem Erröthen begleitet waren.

Der Prinz von Courtenay sah ein, daß er sich dem armen Mädchen nicht angenehmer machen könnte, als wenn er sie gar nicht anredete und hörte daher auf sich mit ihr zu beschäftigen — wenigstens scheinbar — denn er fand ein eigenthümliches Vergnügen darin, die sanften, so zu sagen fließenden Umrisse ihres Gesichts, ihres Halses und ihres Wuchses zu betrachten, dessen Schlankheit und Geschmeidigkeit selbst das weite wollene Gewand nicht ganz zu verhüllen vermochte.

Mittlerweile hatte Herr von Pessac sich leise aber lebhaft mit seinem einzigen Diener unterredet.

Letzterer entfernte sich.

Der Graf kehrte an den Kamin zurück.

„Monseigneur," sagte er, „mein Diener hatte sich, ich weiß nicht weshalb, eingebildet, ich würde diese Nacht in La Châtre zubringen und erst morgen früh zurückkommen. Dieser verdrießliche Umstand nöthigt mich, Ihnen zu gestehen, daß wir erst in zwei Stunden soupiren werden."

„Das hat nichts zu sagen, mein Herr," entgegnete der Prinz. „Ich glaube nicht, daß ich in zwei Stunden viel mehr Appetit haben werde, als gegenwärtig. Eins jedoch bedauere ich lebhaft, nämlich die Störung zu sehen, die ich in Ihrem Hause veranlasse."

Der Graf versicherte, daß von einer Störung keine Rede sein könne und hob dann wieder an:

„Ich habe geglaubt, Monseigneur, daß Sie vielleicht müde wären und deshalb Befehl gegeben, in dem Zimmer, wo Sie schlafen sollen, ein großes Feuer anzuzünden. Wenn Sie es für gut finden, so können Sie dort bis zum Souper ausruhen."

„Sehr gern, mein Herr, denn ich fühle mich in der That sehr müde."

„Sobald als das Zimmer in den Stand gesetzt ist wird man es Ihnen melden," fügte der Graf hinzu.

Es vergingen einige Minuten — die stockende Unterhaltung kam nicht wieder in Fluß.

Der die angezündete Kerze in der Hand tragende Diener erschien wieder auf der Schwelle.

„Herr Graf," sagte er, „Monseigneurs Zimmer ist bereit."

„Wenn es Ihnen denn beliebt —," sagte hierauf Herr von Pessac zu Jean de Courtenay. Dieser letztere erhob sich und grüßte Fräulein von Thiphaine, nahm seine Pistolen und sein Felleisen und folgte seinem Wirth, welcher voranging, um ihm den Weg zu zeigen.

Sie durchschritten mit einander wieder die große Vorhalle, von welcher wir schon gesprochen haben.

Die nackten feuchten Wände zeigten weiter keine Ausschmückung als einige Hirschgeweihe, die früher ohne Zweifel zum Aufhängen von Trophäen bestimmt waren.

Der Graf und Herr von Courtenay betraten hierauf eine breite Treppe, deren klaffende und unter dem Tritt zitternde Stufen jeden Augenblick zusammenbrechen zu wollen schienen.

Diese Treppe stieß an eine Art viereckiges Vorzimmer, welches vier Thüren hatte.

Der Graf öffnete eine dieser Thüren und führte Herrn von Courtenay in ein Zimmer, dessen fast prachtvolles Meublement zu der armseligen Ausstattung gewisser anderer Theile der Wohnung einen seltsamen Gegensatz bildete.

Die Tapeten waren eben so wie die Fenster- und Bettvorhänge von dunkelrothem Seidenstoff.

Vier alte Familienportraits in Lebensgröße nahmen in ihren prachtvollen, wiewohl ein wenig verblichenen Rahmen vier Felder des Zimmers ein.

Das Bett war mit gedreheten Säulen und einem Baldachin versehen.

Auf einem wunderschön geschnitzten Schranke sah man ein Waschbecken und einen Wasserkrug von Limoger Porzellan, wahre Meisterwerke und daneben eine Karaffe, eine Zuckerschaale und einen Becher von venetianischem Glas mit goldenen Sternen. Die zur Seite hängenden Servietten von

friesischer Leinwand waren sehr fein, obschon ein wenig abgenutzt.

In dem Kamin brannte ein großes Feuer.

„Monseigneur,“ sagte der Graf zu Herrn von Courtenay, „dieses Zimmer war das meines Vaters. Seitdem er seine schöne Seele in Gottes Hände zurückgegeben, ist noch Niemand wieder in dieses Zimmer gekommen. Es bedurfte der Ankunft eines Gastes wie Sie in meinem Hause, um dieses Zimmer wieder zu öffnen. Ich verlasse Sie, Monseigneur — sobald als das Souper aufgetragen sein wird, werde ich die Ehre haben, Sie davon in Kenntniß zu setzen.“

Und ohne die Antwort des Prinzen abzuwarten, entfernte sich Herr von Pessac und machte die Thür wieder zu.

Jean de Courtenay streckte sich in einen Lehnstuhl am Feuer und begann alle seit einigen Stunden geschehenen Ereignisse wieder an seinem Geiste vorübergehen zu lassen.

Er suchte lange und vergebens in seiner Erinnerung, um darin Jemanden zu finden, dem er vielleicht Anlaß zu Haß und Feindschaft gegeben hätte.

Sein Gewissen bezeugte ihm die Unmöglichkeit, daß irgend Jemand seine Pferde vergiftet und den Tod eines seiner Thiere herbeigeführt habe, um eine verabscheuungswürdige Rache an ihm zu üben und er überredete sich daher endlich, daß nur ein ungefährer und unglücklicher Zufall die Ursache des ganzen Unheils sei.

Hierauf dachte der Prinz an seinen Wirth.

„Nun glaube man noch den Gerüchten und dem Gerede der Welt aufs Wort,“ sagte er bei sich selbst. „Hier sehen wir einen Mann, den die Welt verachtet und als einen Gegenstand der Furcht und des Hasses betrachtet. Und dennoch ist dieser so vielfach angegriffene und verleumdete Mann ein Edel-

mann von Herz, Rechtschaffenheit und Biederkeit und ein Muster aller edlen und ritterlichen Tugenden!"

Indem Jean de Courtenay dies sagte, richtete er mechanisch die Augen auf die vier Familienportraits, welche vier der Ahnen des Grafen von Pessac vorstellten.

Das eine davon zog seine Aufmerksamkeit ganz besonders auf sich.

Es war das, welches sich ihm beinahe gegenüber, nicht weit vom Bett auf der dem Fenster entgegengesetzten Seite befand.

Es vergegenwärtigte die Züge eines alten, rauhen Ritters aus der Zeit der Könige vom zweiten Geschlecht.

Das Gesicht des alten Ahnherrn war der einzige Theil seines Körpers, der nicht von dem Eisen und Stahl seiner Ritterrüstung bedeckt ward.

Die Züge dieses energischen Gesichts zeigten den Ausdruck wilder Tapferkeit.

Dieser Mann war ganz gewiß sehr tapfer, aber auch eben so gewiß sehr grausam gewesen.

Sein Blick funkelte wie ein Blitz aus den unter den dichten, grauen Brauen halb versteckten Augen; diese Augen schienen förmlich zu leben.

Sei es nun, daß der Maler ein ungewöhnliches Talent bewiesen — sei es, daß der flackernde Schein des Kaminfeuers diese Illusion hervorbrachte — kurz, zwei oder drei Mal glaubte Jean de Courtenay zu sehen, wie die Augen dieses leblosen Kopfes sich mit einem seltsamen drohenden Ausdruck auf ihn richteten.

Elftes Kapitel.

Das rothe Zimmer.

Der Prinz stand verwundert aber ohne Furcht von seinem Stuhle auf, nahm den Leuchter und näherte sich dem alten Gemälde um es in näheren Augenschein zu nehmen.

Er bildete mit seiner offenen Hand eine Art Schirm, um das ganze Licht auf das Gesicht des Portraits fallen zu lassen.

Die eigenthümliche Illusion blieb immer noch dieselbe.

Die funkelnden Augensterne schienen mehr als jemals ihren zornigen Blick auf den neugierigen Fremdling zu richten.

Der Prinz begann zu lächeln.

„Sicherlich,“ sagte er bei sich selbst, „bewegt der Wind diese alte Leinwand und erzeugt diese seltsame Wirkung.“

Und um sich zu überzeugen, daß er sich nicht täusche, berührte er das Gemälde mit der Fingerspitze.

Zu seinem großen Erstaunen aber fühlte er unter diesem Druck einen harten, widerstrebenden Körper.

Das Bild war auf Holz gemalt.

Jean de Courtenay entschied sich, das, was er sah oder was er zu sehen glaubte, auf Rechnung seiner Einbildungskraft zu bringen und setzte seinen Spaziergang und seine Untersuchung ringsum in dem Zimmer weiter fort.

Auf der andern Seite des massiven Bettes gewahrte er eine Thür, die er bis jetzt noch nicht bemerkt hatte. Der

Schlüssel stak im Schloß — er drehte ihn um und die Thür ging auf.

Der Prinz sah sich hier in einem ziemlich umfangreichen Kabinet, ohne anscheinenden Ausgang und vollständig kahl und leer.

Erleuchtet war dieses Kabinet durch ein großes Fenster mit sehr kleinen Scheiben.

Eine dieser Scheiben war zerbrochen, ein Luftzug entstand und löschte die Kerze des Prinzen aus.

Er kehrte in sein Zimmer zurück, stellte die Kerze auf das Kamin, ohne sie wieder anzuzünden, ging dann wieder in das Kabinet und näherte sich dem Fenster, aus welchem man die Aussicht auf die hintere Seite des Schlosses hatte.

Der Teich, das lichte Wäldchen und ein wenig weiter der dunkle Forst breiteten sich vor dem Blicke aus und bildeten in dem milden Mondscheine eine Landschaft, die gleichzeitig das Gepräge der Erhabenheit und der Melancholie trug.

„Alles dies," dachte Jean de Courtenay mit Wehmuth, „alles dies, so weit das Auge reicht, gehörte früher der edeln Familie von Pessac und jetzt soll der letzte Erbe dieses Namens, weil es ihm an ein wenig Geld fehlt, sich von dem Wohnsitze seiner Väter vertreiben lassen! Nichts ist trauriger als wenn eine vornehme Familie in Verfall geräth und in Armuth und Elend erlischt! Der Todeskampf eines Geschlechtes ist trauriger als der Tod eines Menschen."

Der Prinz verweilte einen Augenblick bei diesem Gedanken, dann hob er immer noch mit sich selbst sprechend an:

„Er ist rechtschaffen und gut, dieser Mann. Er hat nichts gethan, wodurch er das Unglück verdiente, welches ihn heimsucht. Und seine Nichte, dieses arme, so schöne und anmuthige Kind, ist vom Verhängniß zu einem Leben der Entbehrungen

und Thränen bestimmt, welches im Kloster, im strengen Kloster enden wird. Wie kommt es, daß Gott sich so hart gegen sie zeigt?

„Aber wer weiß, ob Gott mich nicht heute hierher geschickt hat, um gleichzeitig Trost und Hülfe zu bringen. Vielleicht würde dieses Gold, welches ich da bei mir habe und welches ich so gut missen kann, hinreichen, um diese Familie zu retten, um ihr wieder aufzuhelfen. Ich werde es versuchen. Gleich nach dem Abendessen werde ich den Grafen von Pessac bitten, mich von seinen Angelegenheiten näher zu unterrichten und dann werden wir sehen."

Indem Jean de Courtenay dies alles sagte, hatte er das Fenster des Kabinets nicht verlassen.

Sein Blick fand ein außerordentliches Vergnügen darin, von weitem den dunstigen Horizont des Forstes zu verfolgen, dessen zitternde Spitzen von den Strahlen des Mondes versilbert wurden.

Er schaute durch den von gewissen Theilen des Teiches aufsteigenden leichten Nebel, während anderwärts der helle Schein des Himmels sich in den Fluthen spiegelte, die kein Lufthauch kräuselte.

Plötzlich sah er zwei undeutliche Gestalten, welche aus dem Saume des Forstes hervortraten und auf dem lichten freien Rasenplatz zuzukommen schienen.

Bald wurden diese Formen deutlicher. Es waren zwei Männer, welche sich dem Schlosse näherten.

Nach etwa zehn Minuten blieben diese Männer, welche Herr von Courtenay aus unwillkürlicher Neugier nicht aus den Augen ließ, am Eingange des über den Teich führenden Steges stehen.

Der Mond beschien sie mit Tageshelle und die Entfer=

nung war nicht groß genug, um den Prinzen zu verhindern, in ihnen Jacomé, den Wucherer von La Châtre und Combons, den Falschmünzer von Saintaine, zu erkennen, die man ihm auf dem Jahrmarkte gezeigt hatte.

Jean de Courtenay war ein wenig verwundert über die unerwartete Ankunft dieser übelberüchtigten Individuen.

Indessen konnte sich die Sache vielleicht auf ganz natürliche Weise erklären.

Am Anfange der Brücke fand zwischen Jacomé und Combons eine Conferenz statt, welche einige Secunden dauerte

Hierauf fuhr Combons mit der Hand in die Tasche und zog einen Gegenstand heraus, den er an seine Lippen hielt.

Ein schwacher, aber dennoch weithin vernehmbarer Pfiff ertönte und wiederholte sich drei Mal.

Es verfloß eine Minute und dann kam eine dritte Person aus dem Schlosse, schritt über den Steg und stellte sich zu den beiden andern.

Es war der Graf von Pessac.

Ein Augenblick sehr lebhafter Unterhaltung folgte, dann schritten der Edelmann und die Neuangekommenen zusammen hinter einander über den Steg und gingen in das Haus.

Dies war sonderbar und brachte Jean de Courtenay, der sich wieder an das Feuer gesetzt hatte, auf allerlei Gedanken.

Der Wucherer und der Falschmünzer waren offenbar erwartet worden, da der Graf auf ein im Voraus verabredetes Signal sofort erschien, um sie zu empfangen.

Warum hatte Herr von Pessac dem Prinzen kein Wort von der wahrscheinlichen Ankunft dieser beiden Gäste gesagt? Warum kamen sie zu Fuße durch den Wald, wie Leute, welche sich verbergen? Warum erschienen sie nicht im Schlosse durch

den großen Eingang und warum führte man sie vielmehr gewissermaßen verstohlen in dasselbe ein?

Wir würden zu weit gehen, wenn wir behaupten wollten, daß schon von diesem Augenblicke an Jean de Courtenay ernsten Verdacht gefaßt und wirkliche Unruhe empfunden hätte. Nur ward sein unbedingtes Vertrauen auf die Ehre des Grafen von Pessac wenn auch nicht vernichtet, doch ein wenig erschüttert.

Er beschloß, sich weder von seinen Waffen, noch seinem mit Gold gefüllten Felleisen zu trennen wenn er zum Souper hinuntergehen würde.

Demgemäß befestigte er das kleine Felleisen an der Kuppel seines Hirschfängers und untersuchte, ehe er seine Pistolen in die Taschen seines Reitrocks steckte, dieselben sorgfältig um sich zu überzeugen, daß er im Nothfalle auf sie rechnen könne.

Kaum hatte er die Batterie zurückgeschlagen, als ein Schrei seinen Lippen entfuhr.

Das Zündkraut war absichtlich naß gemacht, — die Pistolen waren für den Augenblick unbrauchbar.

Nun erst sah Jean de Courtenay den Zusammenhang der furchtbaren Umstände, die sich um ihn gruppirt und ihn jetzt wie ein unentwirrbares Netz umgaben.

Die Vergiftung seiner Pferde, die Entfernung seines einzigen ihm noch übrig gebliebenen Dieners auf den Rath des Grafen von Pessac, die Benetzung des Zündkrautes seiner Pistolen, die geheimnißvolle Ankunft zweier, wie das Gerücht ging, zu Allem fähigen Menschen auf dem Schlosse alles kam nun zusammen.

Diese verschiedenen Indicien — wie man bei Criminalprozessen zu sagen pflegt — schienen auf dringende Weise darzuthun, daß ein Complott gegen den Prinzen angesponnen und

daß er blindlings in die ihm mit wahrhaft höllischer Gewandheit gelegte Schlinge gegangen war.

Jean de Courtenay konnte sich aber noch immer nicht mit dem Gedanken an einen so feigen und niedrigen Verrath befreunden.

Trotz der Beweise wollte er immer noch zweifeln.

„Der Schein trügt zuweilen,“ sagte er bei sich selbst, „und es ist möglich, daß ich sehr bald über den Verdacht erröthe, den ich jetzt gefaßt.“

Indessen verhehlte er sich nicht, daß wenn dieser Verdacht gegründet war, seine Lage eine in der That furchtbare werden mußte.

Was konnte er allein und ohne Waffen gegen drei Banditen ausrichten? Im höchsten Falle blieb ihm die Hoffnung, sein Leben theuer zu verkaufen.

Der Prinz näherte sich der Thür des Zimmers und untersuchte, auf welche Weise diese verschlossen werden könne.

Das Schloß war massiv und fest aber — konnte man nicht einen Nachschlüssel dazu haben?

Außerdem waren noch zwei kleine ziemlich schwache Riegel angebracht, die einem kräftigen Druck nicht lange widerstehen konnten.

Der Prinz, welcher überzeugt war, daß wenn ihm wirklich Gefahr drohete, diese nicht vor dem Souper sich kundgeben würde, schob diese Riegel nicht vor und wartete.

Es verging noch eine Stunde.

Plötzlich ward leicht an die Thür geklopft.

„Herein!“ rief Jean de Courtenay.

Herr von Pessac erschien auf der Schwelle.

Zu Ehren seines Gastes hatte er die besten Kleider ange-

legt und der Ausdruck seines Gesichts war gleichzeitig ehrerbietig und freundlich.

„Na," dachte der Prinz, „ich bin ein Narr. Es ist unmöglich, daß dieser wackere Edelmann ein Mörder und ein Dieb sei."

„Monseigneur," sagte der Graf sich verneigend, „wenn es Ihnen gefällig ist, herunterzukommen — das Souper wird so eben servirt. Ein sehr trauriges Souper, aber wir haben gethan, was in unsern Kräften stand."

„Ich bin bereit, mein Herr," entgegnete der Prinz.

„Haben Sie ein wenig geruht, Monseigneur?"

„Ich wollte es, aber es war unmöglich. Ich werde in der Nacht um so besser schlafen."

„Ich werde Sorge tragen, daß man gleich nach dem Souper Ihr Bett wärme."

„O, ich weiß, Herr Graf," antwortete der Prinz lächelnd, „daß ich mich von Ihnen der freundlichsten Zuvorkommenheit versichert halten kann."

„Und dennoch werde ich nicht Alles thun können, was ich thun sollte, Monseigneur."

Indem die beiden Herren die eben mitgetheilten Worte wechselten, waren sie die große Treppe hinuntergegangen, hatten die Vorhalle durchschritten und traten in das von uns in einem der vorhergehenden Kapitel ausführlich beschriebene tapezierte große Gemach.

Hier war die Tafel gedeckt.

Zwölftes Kapitel.

Die Mahlzeit.

Der Prinz von Courtenay machte sich darauf gefaßt, die verdächtigen Gesichter Jacomé's und Combons' in dem Speisesaale zu erblicken.

Zu seinem großen Erstaunen aber gewahrte er Niemanden als Mademoiselle Ange de Tiphaine und die alte Barbe, welche beide in der Nähe des Kamins standen.

Ein rascher Blick genügte dem Prinzen, um ihn zu überzeugen, daß die Tafel nur drei Couverts zählte.

Was war folglich aus den beiden geheimnißvollen Gästen des Schlosses geworden?

Die mit einem blendendweißen Tuche bedeckte und mit altem von der Zeit geschwärztem Silbergeschirr besetzte Tafel war sehr reichlich servirt.

Eine große Wildpretskeule auf einem großen Teller von bläulichem Porzellan mit dem Wappen der Pessac stand einem gebratenen, höchst appetitlich aussehenden Truthahn gegenüber.

Kalte Fleischspeisen — Gemüse — ein schöner Fisch, ohne Zweifel aus dem großen Teiche — und ein riesiger Salat machten die Mahlzeit vollständig.

Die Gläser waren wahrhafte Humpen.

Zwei antike Candelaber von ciselirtem Eisen mit mehreren Armen verbreiteten auf der Tafel und in dem Saal eine

mehr als hinreichende Helle obschon sie nur Talglichter trugen, denn Wachskerzen waren Gegenstände eines sehr großen Luxus, den nur reiche Leute sich gestatten konnten.

Jean de Courtenay näherte sich Fräulein von Thiphaine, um einige jener Galanterien an sie zu richten, welche so zu sagen die kleine Münze in der Sprache der vornehmen Herren jener Zeit waren.

Kaum aber hatte er die Augen auf das reizende Gesicht der jungen Dame geworfen, als er fast unwillkürlich ausrief:

„Fehlt Ihnen etwas, Mademoiselle? Sie sind ungemein bleich.“

„Allerdings ist mir nicht wohl, Monseigneur,“ stammelte Ange mit kaum hörbarer Stimme, „es ist mir so sonderbar, ich weiß selbst nicht wie, zu Muthe.“

Das Aussehen der jungen Dame war von der Art, daß Courtenay's Ausruf in der That gerechtfertigt erschien.

Die goldene Blässe ihres Antlitzes hatte einer marmorartigen und fast bläulichen Farbe Platz gemacht.

Ihre Lippen waren weiß.

Ihre bald starren bald unstät umherirrenden Augen waren von einem dunklen bläulichen Ringe umgeben.

Sie glich einer jungen Todten, welche ihr Grab verlassen hat und noch ihr Leichentuch hinter sich her schleift.

„Herr Graf,“ sagte Jean de Courtenay, indem er sich an Herrn von Pessac wendete, „scheint Ihnen nicht eben so wie mir, daß der Zustand Ihrer Fräulein Nichte ein beunruhigender ist?“

„Ich habe sie noch niemals so gesehen, Monseigneur,“ antwortete der Graf.

Dann wendete er sich zu Ange und hob im väterlich sanftem Tone wieder an:

„Liebe Kleine, wenn Du Dich zu leidend fühlst, um bei uns zu bleiben, willst Du Dich denn vielleicht entfernen? Ich bin im Voraus überzeugt, daß Monseigneur de Courtenay Dich entschuldigen wird."

„Ja wohl, ganz gewiß," bestätigte der Prinz.

„Ich danke, mein Onkel," antwortete die junge Dame, aber ich wünsche zu bleiben und glaube — ja, es scheint mir, als würde es wieder besser mit mir."

„Da dem so ist, Monseigneur, so werden wir uns, wenn es Ihnen beliebt, zu Tische setzen."

In dem Augenblick, wo Herr von Pessac diese Worte ausgesprochen hatte, trat der Diener Jean in den Saal.

„Herr Graf," sagte er, „es ist eben Jemand gekommen, welcher mit Ihnen zu sprechen wünscht."

„Ist es eilig?"

„Ja, Herr Graf."

„Ich werde gleich kommen," sagte Herr von Pessac.

Und indem er sich zu dem Prinzen wendete, setzte er hinzu:

„Erlauben sie mir, Monseigneur?"

„Thun Sie, was Sie zu thun haben, mein Herr, ich bitte darum."

„Ich werde sogleich wieder da sein."

Der Graf entfernte sich.

Jean de Courtenay blieb allein mit dem jungen Fräulein und der alten Dienerin.

Ange näherte sich ihm rasch und sagte ganz leise zu ihm:

„Sie schweben in ungeheurer Gefahr, Monseigneur. Seien Sie mißtrauisch gegen alles und trinken Sie ganz besonders keinen spanischen Wein."

„Ich danke, mein Kind," antwortete der Prinz mehr mit einem Blick als mit Worten, denn in diesem Augenblicke trat

Herr von Pessac wieder ein und Fräulein von Thiphaine hatte sich schon wieder entfernt.

Die Züge des Grafen trugen den Ausdruck eines lebhaften Verdrusses.

„Monseigneur,“ sagte er, „da ist mir etwas sehr Unangenehmes passirt.“

„Was denn, mein Herr?“ fragte Jean de Courtenay in vollkommen ruhigem Tone.

„Der Bürger Jacomé von Bourges, der auf dem Jahrmarkte in La Châtre war, ist in diesem Augenblick angekommen. Ich stehe in Geschäftsverbindung mit ihm — er glaubte mich allein im Schlosse zu treffen und bittet mich um einen Platz an meinem Feuer und an meinem Tische.“

„Nun, mein Herr?“

„Nun, Monseigneur, ich habe Jacomé geantwortet, daß so lange Sie mir die Ehre erzeigen, mein Gast zu sein, es blos Ihnen, aber nicht mir zukomme, Befehle zu geben und daß ich weiter nichts thun könnte, als seine Bitte Ihnen vortragen.“

„Ist der Sieur Jacomé allein,“ fragte der Prinz.

„Ja, mein Herr.“

„Wissen Sie das gewiß?“

„Ich habe nur ihn gesehen — aber warum diese Frage, Monseigneur?“

„Weil erst heute noch auf dem Jahrmarkt in La Châtre Jacomé sich in Gesellschaft eines gewissen Combons befand, den Sie vielleicht auch kennen, Herr Graf —“

Herr von Pessac erröthete unwillkührlich ein wenig.

„Ich kenne ihn allerdings, Monseigneur,“ antwortete er, „und sein übler Ruf würde mir nicht erlauben, ihm anders

als höchst ungern Zutritt in mein Haus zu gestatten — er ist nicht zum Vorschein gekommen."

Nach dem, was Jean de Courtenay schon wußte, konnte ihn eine solche Lüge weiter nicht überraschen.

„Lassen Sie den Sieur Jacomé, Bürger von Bourges, eintreten," sagte er, „und räumen Sie ihm, wie er begehrt, einen Platz an Ihrem Feuer und an Ihrem Tische ein."

„Er wird Ihnen selbst danken, Monseigneur."

Und der Graf von Pessac gab dem Diener Jean Befehl, den Wucherer einzulassen.

Dieser Letztere warf sich vor dem Prinzen beinahe zur Erde nieder und seine grotesk servilen Begrüßungen schienen gar kein Ende nehmen zu wollen.

„Monseigneur," murmelte er, indem er sich erhob, „ich werde Sie um eine Gunst zu bitten wagen —"

„Eine Gunst?" wiederholte der Prinz.

„Ja, eine sehr große, Monseigneur."

„Reden Sie, mein Herr."

„Ich bin nicht allein, Monseigneur — ich habe einen Begleiter — einen alten Freund — einen viel verleumdeten Menschen. Derselbe ist mit mir bis an das Thor des Schlosses gekommen, weil er aber weiß, daß der Herr Graf von Pessac ihn nicht gern sieht, so hat er nicht gewagt einzutreten oder seine Gegenwart dem Herrn des Hauses auch nur melden zu lassen. Sie sind heute Abend hier Herr, Monseigneur, und ich komme, Sie unterthänigst zu bitten, zu erlauben, daß dem Sieur Combons von Saintaine für diese Nacht hier ein Obdach eingeräumt werde."

Diese abscheuliche Komödie ward mit so wunderbarer Geschicklichkeit gespielt, daß Herr von Courtenay sich fragte, ob

ihn nicht seine Sinne getäuscht hatten, als er die beiden Männer durch das Fenster des Kabinets erkannt hatte.

Ohne die wenigen Worte, welche Ange von Thiphaine ihm zugeflüstert und die ihm jetzt wieder einfielen, hätte er geglaubt, sich in der That geirrt zu haben.

„Wenn Herr von Pessac,“ sagte er, „nichts dagegen hat, den Sieur Combons von Saintaine zu empfangen, so habe ich für meinen Theil nichts dagegen einzuwenden.“

„Um Ihretwillen, Monseigneur,“ antwortete der Graf, „soll er eine Gastfreundschaft empfangen, die ich ihm ganz gewiß verweigert hätte. Jean, sage dem Sieur Combons, daß Monseigneur, der Prinz von Courtenay, einwilligt, ihn vorzulassen.“

Jacomé erschöpfte sich sofort in Dankbarkeitsbetheuerungen, welche bis zu dem Augenblicke dauerten, wo der dritte Verschworene eintrat.

Combons besaß die große Kunst der Verstellung nicht in demselben Grade, wie der Graf und der Wucherer.

Seine rauhe Natur war weniger geschmeidig und weniger heuchlerisch.

Er begnügte sich, einige Worte des Dankes zu stammeln — dies war aber alles.

Da nun kein neuer Gast weiter zu kommen schien, so ließ Herr von Pessac am untern Ende der Tafel noch zwei Couverts serviren und Jean de Courtenay bot Ange von Thiphaine, um sie zu geleiten, seine Hand, in welche sie die Spitzen ihrer zitternden Finger legte.

Der Prinz nahm den Ehrenplatz ein, das heißt die Mitte der Tafel.

Der Herr des Hauses saß zu seiner Linken und die junge

Dame zu seiner Rechten. Combons und Jacomé saßen am andern Ende gegenüber.

Der Diener und die alte Barbe warteten auf.

Die Mahlzeit war gut — das Fleisch delikat und trefflich zubereitet — der Wein leidlich.

Jean de Courtenay hatte wie die meisten Edelleute von großem und starkem Geschlecht seine ganze Dreistigkeit und Kaltblütigkeit wiedergewonnen.

Er aß demgemäß mit kräftigem Appetit und that, das Glas in der Hand haltend, dem Grafen von Pessac fleißig Bescheid, wobei er jedoch Sorge trug, niemals eher zu trinken, als bis er den Herrn des Hauses von demselben Weine trinken gesehen.

In einer Absicht, die wir bald näher verstehen werden, regte er den Grafen sogar an, eine Flasche nach der andern zu leeren, indem er fortwährende Gesundheiten ausbrachte, auf die man nothwendig Bescheid thun mußte, wenn man sich nicht der größten Unhöflichkeit schuldig machen wollte.

Der ehemalige Gast der Soupers des Palais Royal war seiner sicher — er wußte, daß sein Hirn für die Dämpfe einer raschen Trunkenheit unzugänglich war und rechnete darauf, durch dieses Zechen die Blicke und den Verstand der anderen weniger kriegsgewohnten Trinker zu verdunkeln.

Der Prinz erreichte dieses Ziel, wenn auch nicht vollständig, doch theilweise.

Schon schien Herrn von Pessac's Zunge dick und seine Sprache schwer und unbeholfen zu werden.

Was Jacomé und Combons betraf, so betranken sie sich ebenfalls immer mehr und ließ ihre kleinen funkelnden Augen umherrollen. Jean de Courtenay dagegen bewahrte seine ganze Kaltblütigkeit.

Dreizehntes Kapitel.

Der spanische Wein.

Von Zeit zu Zeit warf der Prinz einen verstohlenen Blick auf seine Nachbarin rechts, Ange von Thiphaine.

Merkwürdigerweise nahm die Blässe der jungen Dame, anstatt sich zu vermindern, immer mehr zu.

Ange aß nicht und dann und wann entschlüpfte eine vergebens verhaltene Thräne ihren langen Wimpern und rollte ihre marmorbleiche Wange herab.

Sie schlug die Augen nicht empor, sie machte keine Bewegung und glich einer Bildsäule des Schmerzes.

„Pardieu,“ rief plötzlich der Graf von Pessac, nachdem er wieder ein bis an den Rand gefülltes Glas geleert hatte, „da fällt mir etwas ein —“

Er stockte.

„Was denn, mein lieber Wirth,“ fragte der Prinz.

„In den jetzt beinahe leeren Kellern dieses alten Schlosses,“ fuhr der Graf fort, „liegt eine Flasche spanischer Wein.“

Ange von Thiphaine begann an allen Gliedern zu zittern und berührte mit ihrem Ellbogen den des Prinzen.

Dieser letztere gab ihr mit der Hand ein Zeichen, welches nur von ihr verstanden werden konnte und womit er andeutete, daß er ihre Mahnung nicht vergessen hätte.

„Es ist eine einzige noch,“ fuhr Herr von Pessac fort,

„aber was für eine Flasche, eine historische Flasche, Monseigneur!“

„Wie?“ entgegnete der Prinz, „eine historische? Wie soll ich das verstehen, Herr Graf?“

„Es ist ganz richtig, Monseigneur, und ich will es beweisen. Im Jahre 1640 schickte der Herzog von Olivarez meinem Urgroßvater hundert Flaschen Xereswein — neun und neunzig sind davon getrunken — es ist nur noch eine einzige übrig — ich sparte sie für eine große Gelegenheit auf. Eine feierlichere kann sich nicht darbieten, als die heutige, und zu Ehren des Prinzen von Courtenay wollen wir den Xeres des Herzogs aus dem Sande graben.“

„Das ist eine vortreffliche Idee, die Sie da haben, mein Herr, die mich aber bei Ihrer Courtoisie nicht Wunder nimmt.“

„Trinken Sie den Xeres gern, Monseigneur?“

„Das ist mein Lieblingswein,“ antwortete der Prinz, „und Xeres, der ohne Zweifel schon 1640 alt war, muß ein Trank sein, welcher der Götter des Olymps, um wie viel mehr einfacher Sterblichen würdig ist.“

„Sie sollen darüber urtheilen, Monseigneur.“

„Ich bin damit einverstanden, aber unter einer Bedingung —“

„Und diese wäre?“

„Daß Sie in diesem Weine die Gesundheit Ihrer reizenden Nichte, meiner liebenswürdigen Nachbarin, Fräulein Ange von Thiphaine, ausbringen.“

„O sehr gern, Monseigneur.“

Das krampfhafte Zittern der jungen Dame stieg immer höher.

Das unglückliche Kind fürchtete, nicht verstanden worden zu sein.

In ihrer Unruhe und Aufgeregtheit errieth sie nicht, daß Herr von Courtenay eine solche Unbefangenheit affectirte, um den drei Verschworenen alles Mißtrauen zu benehmen.

Herr von Pessac winkte seinem Diener, welcher sich näherte.

„Gehe," sagte er zu ihm, „hinunter in den Keller — hier ist der Schlüssel — Du wirst die einzige Flasche bringen, die in dem dritten Keller rechter Hand liegt. Bringe sie sorgfältig und ehrerbietig herauf und ganz besonders, ohne sie unterwegs zu schütteln."

„Ja, mein Graf," antwortete der Diener und entfernte sich.

„Während wir die Ankunft dieses Nektars erwarten," rief der Prinz, „bin ich der Meinung, mein lieber Wirth, daß wir die Flaschen austrinken, welche, wenn sie auch nicht den Kellern eines großen Ministers des spanischen Richelieu entstammen, doch deswegen nicht weniger ihre Vorzüge besitzen."

Und die That auf das Wort folgen lassend füllte Jean de Courtenay das Glas des Herrn von Pessac.

Jacomé und Combons schenkten sich selbst zu trinken ein.

Dreimal hinter einander in weniger als einer Minute wurden die Gläser gefüllt und geleert.

Der Kopf des Grafen und die seiner Mitverschworenen wurden immer schwerer — sie waren nicht gerade betrunken, begannen aber, sich viel zu betäubt zu fühlen, als daß sie noch wachsame Beobachter hätten sein können.

Der Diener erschien bald darauf mit der kostbaren Flasche, die mit einer ehrwürdigen Schicht hundertjähriger Spinnengewebe bedeckt war.

Er stellte sie vor seinen Herrn, der sie sorgfältig entkorkte.

Es war eine schwärzliche, kurze, dicke Flasche.

„Andere Gläser!“ sagte Herr von Pessac zu dem Diener.

Kleine antike Becher von venetianischem Glas und fabelhafter Leichtigkeit wurden vor die Gäste hingestellt.

Der Graf schenkte erst sich einige Tropfen ein, wie um die Durchsichtigkeit und Flüssigkeit des Weins zu prüfen.

Der Wein, welcher geschmolzenen Topasen glich, funkelte in dem Krystall so feurig wie in der Gluth der spanischen Sonne, die ihn gereift hatte.

„Prachtvoll!“ rief der Prinz.

Herr von Pessac füllte sämmtliche Gläser, mit Ausnahme dessen seiner Nichte.

„Warum vergessen Sie Fräulein von Thiphaine?“ fragte Jean de Courtenay.

„Meine Nichte trinkt niemals Wein,“ antwortete der Graf.

Der Prinz beruhigte sich dabei.

„Meine Herren,“ sagte er, indem er sein Glas hob, „Schande dem, der einen einzigen Tropfen von diesem Wein in seinem Glase läßt!“

Und zugleich setzte er hinzu:

„Ich trinke auf die Gesundheit des Fräuleins von Thiphaine!“

Es trat ein Augenblick des Schweigens ein.

Dann wurden die leeren Gläser auf den Tisch gesetzt. Die Blässe der jungen Dame war plötzlich verschwunden und ein gewisses Lächeln theilte ihre Lippen.

„Wohlan, Monseigneur,“ fragte der Graf, „was sagen Sie dazu?“

Herr von Courtenay schien nachzudenken. Er schmatzte mit den Lippen wie ein Feinschmecker, der im Begriff steht, sich ein gewissenhaftes Urtheil zu bilden.

„Wollen Sie, daß ich frei herausrede?“ sagte er hierauf.

„Ja wohl, ja wohl.“

„Aber was man so ordentlich frei heraus nennt.“

„Ich wünsche es nicht blos, sondern ich bitte Sie darum.“

„Aber Sie dürfen es mir nicht übel nehmen.“

„O wie könnte davon die Rede sein, Monseigneur.“

„Wohlan, dieser Xereswein gefällt mir nicht.“

„Wirklich nicht?“

„Nein, gewiß nicht.“

„Und warum nicht, wenn ich fragen darf?“

„Er hat große und unbestreitbare Eigenschaften — er ist warm und hat ein köstliches Parfum, aber dennoch hat er in der Flasche einen Nachgeschmack angenommen, von welchem ich mir nicht Rechenschaft zu geben weiß — eine gewisse unerklärliche Bitterkeit. Sind Sie nicht auch meiner Meinung, Herr Graf?“

„Offen gesprochen ja,“ antwortete Herr von Pessac. „Was Sie mir da sagen, habe ich auch schon gedacht, Monseigneur. Indessen ich, der ich blos ein armer Edelmann bin und nicht wie Sie sehr oft spanische Weine trinke, glaubte mich getäuscht zu haben.“

„Durchaus nicht, durchaus nicht — Ihr Urtheil ist ein ganz richtiges, Herr Graf.“

„Dann, Monseigneur, wage ich auch nicht, Ihnen vorzuschlagen, bei diesem Weine zu bleiben.“

„In der That, ich möchte keinen weiter trinken.

„Und Sie, meine Herren?“ fragte Herr von Pessac seine Helfershelfer Jacomé und Combons.

Die beiden Bürger ließen ihre Gläser füllen und sagten: „Was uns betrifft, so haben wir solchen Wein nicht alle

Tage zu trinken und werden gern die Flasche vollends ausstechen."

Dies mußte ihnen übrigens um so leichter werden, als sie den ersten Augenblick, wo der Prinz den Kopf wegwendete, benutzten, um den Inhalt ihrer Gläser hinter sich zu gießen.

In diesem Augenblick ließ Fräulein von Thiphaine ihr Taschentuch fallen.

Jean de Courtenay bückte sich sofort, um es aufzuheben.

„Sagen Sie, Sie seien schläfrig und entfernen Sie sich," murmelte Ange ihm ins Ohr.

Herr von Courtenay zögerte nicht, diesem dringenden Rathe der jungen Dame zu folgen.

„Mein Herr Graf," sagte er nach wenigen Augenblicken, „der heute verlebte Tag ist für uns alle sehr ermüdend gewesen und die Nacht ist schon weit vorgerückt. Uebrigens fühle ich mich auch eigenthümlich schwer im Kopfe und vermag kaum die Augen offen zu halten. Wir haben bei Ihrem vortrefflichen Souper gar so viel getrunken! Es liegt mir wie Blei im Gehirne und in den Augenlidern. Ich bitte Sie daher um die Erlaubniß, mich zur Ruhe zu begeben."

„Monseigneur," entgegnete der Graf, „ich werde die Ehre haben, Sie nach Ihrem Zimmer zu begleiten. Barbe, ist Monseigneurs Zimmer gewärmt?"

„Ja, Herr Graf."

Herr von Pessac nahm einen der Armleuchter vom Tische und machte sich bereit, Jean de Courtenay zu leuchten.

Der Prinz verneigte sich tief vor Fräulein von Thiphaine, antwortete kaum mit einem verächtlichen Kopfnicken auf die kriechenden Begrüßungen Jacomés und Combons und folgte dann Herrn von Pessac.

Ange von Thiphaine verließ den Speisesaal gleichzeitig mit ihnen.

„Wie er uns verachtet,“ murmelte der Wucherer dem Falschmünzer in's Ohr. „Sein Stolz wird sich aber bald legen.“

„Geduld! Geduld!“ antwortete der andere Bandit.

„In einer Viertelstunde wird er schlafen,“ entgegnete Jacomé.

„In einer Viertelstunde!“ rief Combons; „in höchstens fünf Minuten wird er Gott nicht mehr donnern hören.“

„Mittlerweile war der Graf mit seinem Gast an der Thür des rothen Zimmers angekommen.

Er öffnete die Thür.

Alles war in guter Ordnung.

Die alte Magd hatte einige Scheite Holz auf das Feuer gelegt, als ob draußen die grimmigste Februarkälte herrschte und das aufgedeckte und gewärmte Bett strömte einen wohlriechenden Duft aus.

Herr von Pessac setzte den Armleuchter auf den Tisch.

„Monseigneur,“ sagte er, indem er sich verneigte, „machen Sie es sich nun bequem und Gott schenke Ihnen eine gute Nacht.“

„Unter dem Dache eines guten Wirthes kann sie nicht anders als gut sein,“ stammelte der Prinz, als ob er vom Schlafe überwältigt würde.

Der Graf entfernte sich, nachdem er dem Prinzen nochmals gute Nacht gewünscht.

Kaum war das Geräusch seiner Tritte auf der Treppe verhallt, so eilte der Prinz nach der Thür und untersuchte sie.

Seine Ahnung hatte ihn nicht getäuscht. Während des

Soupers war der Schlüssel aus dem Schlosse gezogen worden und die beiden kleinen Riegel waren verschwunden.

„In der That," murmelte der Prinz mit der Geberde stolzer Verachtung, „wenn man nicht an einen Gott glaubte, so würden solche Menschen einen an den Teufel glauben machen."

Vierzehntes Kapitel.

Der Schutzengel.

Jean de Courtenay, der eine riesige Körperkraft besaß, schleppte eine schwere Truhe von Eichenholz bis dicht an die Thür, so daß es unmöglich gewesen, das Zimmer zu betreten ohne diese Truhe umzuwerfen, indem er zugleich das Nichtvorhandensein irgend eines andern geheimen Ausgangs als gewiß annahm.

Der Prinz kehrte hierauf an den Kamin zurück, warf einen Blick auf seine unbrauchbaren Pistolen und zog seinen Hirschfänger, den er sich zur Hand legte.

„Das ist eine gute Waffe," dachte er, „aber was wird sie mir nützen? Könnte ich nur mein Leben gegen diese Elenden vertheidigen, die mich von weitem niederschießen werden, wie einen in die Enge getriebenen Eber. Dieser Eber aber kann doch wenigstens noch seinen Feinden den Leib aufschlitzen und sein Leben theuer verkaufen. Ich dagegen bin ganz ohnmächtig nnd wehrlos. Ich muß warten und sterben, wenn mir der Himmel nicht Hülfe schickt — wenn Gott nicht einen Engel zu mir herabsendet!"

Dieses letzte Wort schien den Prinzen plötzlich auf eine andere Gedankenreihe zu führen.

„Engel," wiederholte er, „ja, dieses Mädchen, diese Ange, auch ein Engel, wollte mich retten. Sie wird es versuchen, aber wird sie es auch können? Allein mitten unter diesen Meuchelmördern ist sie eben so ohnmächtig als ich."

Jean de Courtenay sank in den großen Lehnstuhl und wartete mit wachsamem Blick und gespanntem Ohr, daß ein Geräusch oder irgend eine Bewegung ihm das Nahen seiner letzten Minute verkünden würde.

Sein Blick fiel wieder auf das alterthümliche Portrait des geharnischten Ritters, von welchem wir schon gesprochen haben.

„Ha!" murmelte er, „Edelmann der Vergangenheit — Krieger mit dem rauhen Antlitz — Du, der Du für den König, dem Du dientest, kämpftest und vielleicht für ihn starbst und den wallenden Busch Deines Stahlhelmes in das dichteste Kampfgewühl trugst, erbebst Du nicht in Deinem Grabe vor Scham und Zorn, wenn Du siehst, was aus Denen geworden ist, welche Deinen Namen tragen? Alter Krieger eines edlen Geschlechts, Deine Söhne sind Meuchler und Diebe und aus Deinem geschändeten Hause haben sie eine Mörderhöhle gemacht. Held vergangener Tage, ich rufe Dich an, steige herab aus diesem Rahmen, in welchem Du schläfst und schütze den Gast Deines Hauses gegen Deiner verworfenen Enkel!"

Kaum hatte der Prinz so gedacht, als ein kalter Schweiß seine Stirn benetzte — das Haar sträubte sich empor — es war ihm, als wenn jener Hauch, von welchem die heilige Schrift spricht, an seinen Wangen vorüberstriche. Seine Augen droheten aus ihren Höhlen zu springen und halb emporgerichtet, die rechte Hand auf einen der Arme des Lehnstuhles stützend und sich rückwärts neigend, fühlte er sich von einem unaussprechlichen Schrecken gepackt.

Er trat wach in das Gebiet gespenstischer Visionen. Die Worte, welche nur seine Seele ausgesprochen, waren gehört worden!

Der vor Jahrhunderten gemalte Ritter wich aus seinem geschwärzten Rahmen und bewegte sich auf ihn zu.

Das Grab gab also seine Beute wieder her! Das Holz verwandelte sich in Fleisch! ein Wunder geschah!

Jean de Courtenay war muthig — muthig wie ein Franzose — wie ein Edelmann — wie ein Prinz. — Aber er war auch abergläubisch. Und wer wäre es zur damaligen Zeit nicht gewesen?

In diesem Augenblick wäre es ihm lieber gewesen, die Mündungen der Pistolen des Grafen und seiner Spießgesellen auf sich gerichtet, als sich so dieser Erscheinung aus einer andern Welt gegenüber zu sehen! Der Prinz schloß unwillkührlich die Augen.

Als er sie nach Verlauf einer Secunde wieder aufschlug, war der alte Ritter verschwunden und an seiner Stelle erschien in einer schwarzen gähnenden Oeffnung das bleiche, edle Antlitz und die schlanke Gestalt des Fräuleins von Thiphaine, die in ihrer linken Hand eine Blendlaterne hielt.

Jean de Courtenay begriff nun mit einem Male Alles.

Das Bildniß hatte sich in unsichtbaren Angeln gedreht und einen geheimen Gang geöffnet.

Der Engel kam ihm zu Hülfe.

Der Prinz wollte sprechen.

Die junge Dame legte einen Finger an die Lippen, um ihm Schweigen zu gebieten, und winkte ihm näher zu kommen.

Der Prinz stieß seinen Hirschfänger wieder in die Scheide und gehorchte.

„Kommen Sie,“ sagte Ange leise und eilig, „kommen Sie, Monseigneur, ich rette Sie.“

Und gleichzeitig trat sie einen Schritt zurück, um Platz zu machen.

Der Prinz trat mit in den schmalen Gang.

Sie berührte eine Feder und das Bildniß schloß wieder die Oeffnung.

Jean de Courtenay und die junge Dame befanden sich in diesem Augenblick in einer Art sehr schmalen Corridor, der in dem Innern der dicken Mauer angebracht war.

Ange ging voran und sagte:

„Fliehen wir — eilen wir.“

Fast unmittelbar darauf aber setzte sie hinzu:

„Hören Sie!“

Der Prinz gehorchte.

Man hörte ganz deutlich an der Thür des Zimmers rütteln, welches er so eben verlassen.

„Sie sind da!“ murmelte die junge Dame, „eine Minute noch und es wäre zu spät gewesen.“

Und sie begann schnell weiter zu gehen, während der Prinz ihr folgte. Kaum hatten sie dreißig Schritte zurückgelegt, als ein dumpfer polternder Lärm gleich fernem Donner bis zu ihnen drang.

Offenbar war die Thür aufgesprengt worden und es war der Sturz der schweren Truhe, welche diesen Lärm hervorbrachte.

Der Prinz blieb stehen.

„Kennen sie diesen Gang?“ fragte er mit vor Bewegung zitternder Stimme.

„Nein, Monseigneur, gehen wir ohne Furcht, denn Sie sind nun außer Gefahr.“

Ueber eine Viertelstunde lang eilten der Prinz und seine Begleiterin durch lange Gänge, — stiegen unendliche Treppen hinab und passirten niedrige, feuchte Gewölbe.

Endlich kamen sie an ein kleines Pförtchen, welches Auge öffnete, nachdem sie ihre Blendlaterne ausgelöscht.

Dieses Pförtchen führte in einen verfallenen Thurm, der am Saume des Waldes an der andern Seite des Teiches und ungefähr eine Viertelstunde vom Schlosse entfernt stand.

„Monseigneur," sagte Fräulein von Thiphaine, „alle Gefahr ist nun beseitigt. Ihr Schloß Sussy liegt in dieser Richtung — leben Sie wohl, Monseigneur."

„Was, Mademoiselle!" rief der Prinz, „so wollen Sie mich verlassen?"

„Sie bedürfen meiner nicht mehr, Monseigneur."

„Aber wo gehen Sie hin?"

„Zurück ins Schloß."

„Unter diese Bösewichter?"

„Ich muß wohl."

„Aber wenn sie entdecken, daß ich Ihnen meine Rettung verdanke, so ist es um Ihr Leben geschehen."

„Gott wird mich vielleicht schützen, Monseigneur."

„Ich kann nicht zugeben, daß Sie in diese Höhle des Verbrechens und der Schande zurückkehren."

„Ach was soll sonst aus mir werden, Monseigneur? Ich habe keine andere Zuflucht."

„Im Namen des Himmels, im Namen Ihrer Mutter, Mademoiselle, weisen Sie nicht die Bitte dessen zurück, der Ihnen Alles verdankt." —

„Reden Sie, Monseigneur; was wollen Sie von mir?"

„Begleiten Sie mich, Mademoiselle. Begeben Sie sich

unter den redlichen Schutz eines Edelmannes, der das Vertrauen, welches man in ihn gesetzt, niemals getäuscht hat."

„Ich kann nicht — ich darf nicht, Monseigneur."

„Mademoiselle," fuhr der Prinz fort, „eine meiner Verwandten ist Priorin eines Augustinerinnenklosters in Bourges — schon morgen früh werde ich, wenn Sie es wünschen, Mademoiselle, die Ehre haben, Sie selbst der Obhut dieser sanften, frommen Frau zu überantworten, und sie wird sich glücklich schätzen, Ihnen ein Ihrer würdiges Asyl anbieten zu können."

„Dann nehme ich Ihr Anerbieten an, Monseigneur," antwortete Fräulein von Thiphaine einfach, „ich nehme es an und danke Ihnen von Grund meines Herzens."

„Von hier bis nach meinem Schlosse Sussy," hob Jean de Courtenay wieder an, sind beinahe drei Stunden. Können Sie so weit gehen?"

„O, Monseigneur, ich bin kräftig und muthig — ich werde diesen Weg ohne Mühe zurücklegen."

„Glauben Sie, daß wir Gefahr laufen, verfolgt zu werden?"

„Ich glaube es nicht, Monseigneur, und je tiefer wir in den Wald hineinkommen, desto leichter wird es uns sein, aller Nachforschung zu entgehen. Uebrigens schauen Sie einmal dorthin."

Von dem ein wenig erhöhten Standpunkte, auf welchem der Prinz und Ange von Thiphaine sich jetzt befanden, sah man das Schloß und seine Umgebungen in dem Mondscheine ganz deutlich.

Diese Richtung war es, auf welche Ange's Geberde die Aufmerksamkeit des Prinzen lenkte.

Er schaute hin und sah nicht weit von dem schmalen Steg

den Grafen von Pessac und die beiden Banditen, die unter dem Fenster des Kabinets nach Spuren auf der Erde suchten, weil sie jedenfalls glaubten, daß der Prinz durch dieses Fenster entwischt sein müsse.

„Sie sehen," hob die junge Dame wieder an, „daß wir einen bedeutenden Vorsprung haben und daß man uns übrigens nicht in dieser Richtung suchen wird. Wenn Sie es wünschen, Monseigneur, so können wir uns nun auf den Weg machen."

„Ich bin bereit, Mademoiselle."

Beide schlugen nun die Richtung nach der Straße ein, welche von La Châtre nach Sussy führte und die, wie man weiß, sich durch den Wald schlängelte.

Bald hatten sie diese Straße erreicht und eilten nun so schnell als möglich auf derselben weiter fort.

Fräulein von Thiphaine hatte jedoch ihre Kräfte überschätzt, als sie meinte, daß sie ohne Mühe das Schloß Sussy erreichen würde.

Die gewaltigen Gemüthsbewegungen dieser Nacht hatten sie erschöpft. Allmälig wurden ihre wankenden Tritte unsicher und ungleich.

Sie mußte sich, so zu sagen, an den Arm des Prinzen hängen, um nicht niederzusinken.

Endlich verließen ihre Kräfte sie gänzlich. Es war ungefähr noch eine halbe Stunde Weges zurückzulegen und der Tag begann zu grauen.

Jean de Courtenay hob sie in seinen Armen empor und langte, mit dieser reizenden Bürde beladen, auf seinem Schlosse an.

Ange ward Frauenhänden übergeben, welche sie auskleideten und unverweilt zu Bett brachten.

Es dauerte nicht lange, so kam ein hitziges, von Delirium begleitetes Fieber bei ihr zum Ausbruch.

— — —

Fünfzehntes Kapitel.

Die Strafe des Verbrechens.

Wir sind unsern Lesern eine Auseinandersetzung schuldig, die, wie uns scheint, allerdings ziemlich überflüssig ist, da die eigene Intelligenz unserer Leser diese Lücke leicht von selbst ausfüllen würde — jedoch wir sind sie einmal schuldig und werden sie daher in wenigen Zeilen geben.

Das Gemach, in welches der Graf von Pessac seine beiden Helfershelfer unmittelbar nach ihrer Ankunft auf dem Schlosse geführt hatte, war ein kleines dunkles Kabinet ohne Ausgang, in welches man nur selten kam und welches sich unter dem Zimmer des Fräuleins von Thiphaine befand.

In Folge einer bemerkenswerthen Eigenthümlichkeit, die man aber in alterthümlichen Gebäuden sehr häufig antrifft, pflanzte eine akustische Leitung, die ihre Existenz nur dem Zufalle verdankte, den Ton aller in diesem Kabinet gesprochenen Worte mit bewunderungswürdiger Treue bis in die obere Etage fort.

Ange hörte demzufolge, ohne ein einziges Wort zu verlieren und mit unaussprechlichem Schrecken, alle Einzelnheiten des fluchwürdigen Complotts, welches von ihrem Oheim und den beiden Banditen Jacomé und Combons verabredet ward.

Ganz besonders ward sie von der Erwähnung des spanischen Weins betroffen, welcher mit einem betäubenden Schlafmittel vermischt werden sollte.

Ihr Entschluß war sogleich gefaßt.

Sie entschloß sich — mit Gefahr ihres eigenen Lebens — den Prinzen von Courtenay zu retten.

Aber wie?

„Gott wird mir es eingeben!“ dachte sie.

Ange von Thiphaine, die von ihrer Kindheit an in dem Schlosse Pessac erzogen worden, wo sie das einsamste und traurigste Leben führte, hatte alle Winkel dieses alterthümlichen Gebäudes tausendmal erforscht und untersucht.

Eines Tages — sie war damals höchstens zehn oder zwölf Jahre alt — ließ sie der Zufall, dieser große Lenker der menschlichen Geschicke, in den Ruinen des verfallenen Theils des Schlosses den Ausgang eines Ganges entdecken, von dem kein Mensch etwas wußte.

Mit kühnem Muthe wagte Ange sich in diesen geheimnißvollen Gang und überzeugte sich bald zu ihrem großen Erstaunen, daß schmale Gänge sich durch alle Mauern hinzogen und gewisse Zimmer, unter andern auch das rothe, mit diesen Gängen durch bewegliche Wandgetäfel oder Fallthüren in Verbindung standen, deren Geheimniß ihr nicht entging.

Eins der hervorstechendsten Züge des ernsthaften und ein wenig zurückhaltenden Wesens der jungen Dame war eine für ihr Alter ungemein seltene und außerordentliche Verschwiegenheit.

Sie behielt demzufolge ihre Entdeckung für sich und sagte keinem Menschen ein Wort davon.

Wie freute sie sich über dieses instinktartige Schweigen an dem Abend, wo sie begriff, daß sie mit Hülfe des nur ihr bekannten Geheimnisses den Prinzen von Courtenay retten würde.

„Gott wird mich leiten!“ hatte sie gesagt.

Gott gab ihr ein, den Prinzen vermittelst des geheimen

Ganges in dem rothen Zimmer aufzusuchen, ihn zu warnen und ihm zu offenbaren, was man mit ihm vorhatte.

Aber es war schon zu spät.

In dem Augenblicke, wo sie ihr Zimmer verlassen wollte, um ihren Entschluß auszuführen, ließ Herr von Pessac sie rufen und ihr befehlen, sofort herunterzukommen, um die Vorbereitungen zu dem Souper zu leiten.

Ange hatte daher nur eben Zeit, die Unruhe und Aufregung, welche sie beherrschten, so gut sie konnte vor ihrem Onkel zu verbergen.

Gehorchen mußte sie, denn der Graf war gegen seine Nichte ein harter und gebieterischer Herr und begegnete ihr nur in Gegenwart von Fremden mit einem gewissen Anscheine von Wohlwollen.

Ange nahm sich vor, die erste sich darbietende Gelegenheit zu benutzen, um den Prinzen vor der ihm drohenden Gefahr zu warnen.

Wir wissen, wie sie Wort hielt.

Das hitzige Fieber, welches sich des abgematteten und über die Gebühr angestrengten Körpers des Fräuleins von Thiphaine bemächtigt hatte, — das Delirium, welches ihre zu heftig erschütterte Phantasie beunruhigte, dauerte drei Tage.

Während dieser drei Tage litt Jean de Courtenay sicherlich mehr, als das junge Mädchen.

Von Stunde zu Stunde — von Minute zu Minute — stieg seine Angst und Besorgniß immer höher. Er kam nicht in das Zimmer der Kranken, aber er weilte Tag und Nacht in dem Vorgemach dieses Zimmers, um die Frauen und Aerzte unaufhörlich befragen zu können.

Er erinnerte sich nicht, jemals, seitdem er auf der Welt war, so grausame und quälende Empfindungen gefühlt zu haben.

Endlich, in der Nacht vom dritten zum vierten Tage, wich das Delirium, dann das Fieber.

Ange war gerettet.

Als der Prinz diese Mittheilung erfuhr, eilte er in die Kapelle des Schlosses und betete — er, der, ohne gerade gottlos zu sein, doch auch von der Frömmigkeit weit entfernt war — hier einige Minuten lang mit einer Inbrunst, welche Gott angenehm sein mußte.

Die Genesung des jungen Mädchens begann. Nach Verlauf von zwei Tagen konnte sie sich ankleiden und Jean de Courtenay empfangen, der sie seit der Nacht, wo er auf so wunderbare Weise von ihr gerettet worden, nicht wiedergesehen hatte.

Während dieser Unterredung bat ihn Ange um zweierlei.

Erstens, sie, wie er versprochen, unverweilt nach dem Kloster der Augustinerinnen bringen zu lassen.

Zweitens, jedem Racheplan — wenn er einen solchen gefaßt hätte — zu entsagen und den Grafen von Pessac wegen des versuchten Raubes und Mordes nicht gerichtlich verfolgen zu lassen.

Der Prinz hatte keinen innigeren Wunsch, als dem Fräulein von Thiphaine in allen Dingen zu gehorchen. Er versprach Alles, was sie wollte, und machte ihr blos vorstellig, daß sie noch viel zu matt sei, um sich ohne Verzug in das Kloster zu begeben. Die junge Dame gab dies zu und willigte gern ein, noch einige Tage auf dem Schlosse zu verweilen.

Jean de Courtenay wäre beinahe darüber vor Freuden närrisch geworden.

Mittlerweile kam eine höchst seltsame unerhörte und unwahrscheinliche Neuigkeit nach Sussy.

Es handelte sich um einen Act von so unbegreiflichem Wahnsinne, daß der Prinz Anfangs gar nicht daran glauben wollte.

Indessen ward es doch bald unmöglich, daran zu zweifeln.

Der Graf von Pessac hatte vor den Mitgliedern des Parlaments von Bourges eine Criminalklage gegen den Prinzen von Courtenay anhängig gemacht, den er beschuldigte, seine minorenne Nichte entführt zu haben.

Diese Klage vernichtete Ange's guten Ruf, denn der nichtswürdige Graf von Pessac hatte eidlich ausgesagt, daß seine Nichte von Herrn von Courtenay schwanger sei.

Diese ungeheuerliche Klage — diese Ausgeburt von Frechheit und Unverschämtheit — erklärt sich übrigens sehr leicht.

Der Graf von Pessac — wüthend über die Flucht dessen, den er ermorden wollte — wüthend über den Verlust einer bedeutenden Summe, die er schon als die seine betrachtet — wüthend über das, was er den Verrath seiner Nichte nannte und übrigens wohl wissend, daß kein Beweis gegen ihn vorhanden war, da das bis dahin blos projectirte Verbrechen in der That noch nicht begangen worden — fürchtete eine Anklage von Seiten des Prinzen und hielt es daher für räthlich, ihm durch eine verläumderische Anklage zuvorzukommen.

Hierdurch aber schoß er über das Ziel hinaus, welches er zu erreichen glaubte.

Der Prinz von Courtenay hatte der jungen Dame geschworen, ihren Onkel nicht gerichtlich zu verfolgen, der unsinnige Angriff des letztern aber entband ihn wieder von diesem Schwur.

Er geleitete Ange nach Bourges und überantwortete sie

selbst den Händen der edlen Priorin des Augustinerinnenklosters.

Dann erschien er vor den Richtern und legte ihnen sämmtliche Thatsachen vor, die wir bereits kennen.

Die Wahrheit war offenkundig — handgreiflich — einleuchtend.

Der Graf von Pessac und seine beiden Mitschuldigen wurden sofort verhaftet.

Man machte ihnen in aller Form den Prozeß und sie wurden einstimmig zum Tode verurtheilt.

Durch den Einfluß des Prinzen fand zu Gunsten des Onkels des Fräuleins von Thiphaine eine Umwandlung der Strafe statt.

Man schenkte ihm das Leben und erlaubte ihm, nachdem ihn die Freigebigkeit des Prinzen mit einer Summe Geldes versehen, nach Amerika auszuwandern.

Was Combons den Falschmünzer und Jacomé den Wucherer betraf, so wurden sie einer wie der andere hoch und kurz aufgehängt, womit den Forderungen der Gerechtigkeit Genüge geschah.

Mittlerweile aber war Ange von Thiphaine durch die nichtswürdigen Beschuldigungen des Grafen von Pessac doch entehrt.

An dem Rufe einer Jungfrau haftet jeder Flecken auf unauslöschliche Weise, selbst der, welchen die frechste Verleumdung ihm zugefügt.

Das arme Kind — das Opfer seiner muthigen Aufopferung — hatte keine andere Zukunft, als sich Gott zu weihen und in dem Hause der Augustinerinnen den Schleier

zu nehmen, wenn nicht ein rechtschaffener Mann auftrat, der sie von allem beleidigendem Verdachte rein wusch, indem er ihr seine Hand und seinen Namen schenkte.

Dieser rechtschaffene Mann trat auf.

Es war der Prinz Jean de Courtenay.

Er zahlte dadurch nur eine Schuld der Dankbarkeit, aber er zahlte sie von ganzem Herzen und ganzer Seele, denn er liebte Ange über Alles und seitdem er sie zum ersten Male gesehen, hatten seine Ideen in Bezug auf das Heirathen eine plötzliche und gänzliche Umwandlung erfahren.

Ange ihrerseits widmete, trotz der großen Ungleichheit der Jahre, ihr Leben dem Manne, dem sie ein wirklicher Schutzengel gewesen.

Kurz, die Vermählung des Prinzen von Courtenay mit Fräulein von Thiphaine ward bald darauf in Gegenwart des vornehmsten Adels von Berry durch den Bischof von Bourges in der Kapelle des bischöflichen Palastes vollzogen.

Sechzehntes Kapitel.

Die Zigeuner.

Der Herzog von B. —, jener vornehme Herr, welcher, wie wir wissen, für sich und die Seinigen auf das Erbtheil des Prinzen von Courtenay, seines Verwandten, rechnete, erfuhr nicht ohne großen Zorn und Aerger die Verheirathung dieses Letztern.

Indessen machte er doch gute Miene zum bösen Spiel und da er ein Hofmann war und sich um alles in der Welt nicht

von der Linie des strengsten Anstandes entfernt hätte, so beantwortete er den Brief des Prinzen, worin dieser ihm seine Vermählung meldete, durch die ausgesuchtesten und wärmsten Glückwünsche.

„Vielleicht bekommt er keine Kinder," sagte er bei sich, „und dann ist das Uebel nur ein halbes."

Aber auch diese Hoffnung des Herzogs von B — sollte nicht in Erfüllung gehen.

Nach einem Jahre der glücklichsten Ehe gebar Ange von Thiphaine, Prinzessin von Courtenay, einen Sohn. Es war dies für ihren Gemahl eine große Freude, auf welche aber unmittelbar ein ungeheurer Schmerz folgte.

Ein Kindbettfieber, welches bald nach der Entbindung zum Ausbruch kam, raffte die junge Mutter binnen wenigen Tagen dahin.

Jean de Courtenay war untröstlich. Er schwur, sich niemals wieder zu verheirathen und nur seinem Kinde zu leben, welches in der Taufe den in der Familie der Courtenay historischen Namen Pierre erhielt.

Der Prinz hielt Wort.

Der gegen ihn erlassene Verbannungsbefehl war schon längst zurückgenommen worden. Es stand ihm frei, nach Paris zurückzukehren und wieder bei Hofe zu erscheinen.

Er weigerte sich aber, dies zu thun und zog es vor, auf seinen Domainen in Berry zu bleiben, um sich gänzlich der Erziehung seines Sohnes widmen zu können.

Drei Jahre verflossen.

Der Knabe wuchs an Anmuth und Schönheit.

Er besaß die reizenden Züge und die sanfte Blässe seiner Mutter.

Der Prinz, sein Vater, betete ihn an und prophezeite, daß der edle Stammbaum der Courtenay in diesem neuen Sprößling glänzender als je wieder erblühen würde.

Eines Tages schlug eine Gesellschaft jener umherziehenden Zigeuner, welche die Provinzen durchzogen und von dem Ertrage seltsamer Erwerbszweige lebten, indem sie wahrsagten und an junge Leute Talismane und Liebestränke verkauften, ihr Lager auf einer freien Stelle des Waldes von Sussy in sehr kurzer Entfernung von dem Schlosse auf.

Diese Ungläubigen hatten beinahe zwei Wochen vor den Thoren von Bourges zugebracht, wo sie von eifersüchtigen Ehemännern und schüchternen Liebhabern sehr zu Rathe gezogen worden waren.

Nicht sobald hatten sie ihre Zelte an dem von uns bezeichneten Orte aufgeschlagen, als die ganze Bevölkerung der Diener aus dem Schlosse und der Holzhauer aus dem Walde herbeigelaufen kam und sich um sie versammelte.

Hübsche Kohlenbrennerinnen, kokette Kammermädchen und elegante Lakaien — alle wollten über ihre Hoffnungen und Aussichten Aufschluß haben.

Den ganzen Tag über war das Lager der Zigeuner von zahlreichen Besuchern umringt. Eine zugleich burleske und dramatische Episode machte hierbei auf die Neugierigen lebhaften Eindruck.

Der wandernde Stamm bestand aus neunzehn Personen — Männern, Frauen und Kindern. Ein Streit entstand zwischen zwei Frauen, die sich bei den Haaren packten, nachdem sie vorher eine große Menge Schimpfreden gewechselt,

die in keinem Wörterbuche zu finden sind. Dieser groteske Faustkampf hätte — wenigstens schien es so — beinahe mit Blutvergießen geendet.

Die Männer der beiden Kämpfenden intervenirten und da sie sich nicht vereinigen konnten, ließen sie die Klingen ihrer langen maurischen Messer im Sonnenschein funkeln.

Man riß sie auseinander, wiewohl nicht ohne Mühe. Ohne Zweifel war die Sache eine sehr ernste, denn der ganze übrige Theil der Truppe constituirte sich sofort als Gerichtshof, um die Schuldigen zu richten und die, welche als Urheber des Streites zu betrachten sein würden, zu strafen.

In Folge dieses Richterspruchs ward einer der Zigeuner mit seiner Frau und seiner kleinen Tochter feierlich mit den bei solchen Fällen unter den Zigeunern gewöhnlichen Ceremonien aus dem Stamme ausgestoßen.

Das auf diese Weise in Gegenwart zahlreicher Zuschauer vertriebene Paar entfernte sich weinend und ging tiefer in den Wald hinein.

Am Abend desselben Tages verschwand der junge Pierre Prinz von Courtenay.

Das Kind war aus einem der Säle des Schlosses gestohlen worden, wo es bei offenem Fenster geschlafen hatte.

Der Prinz sendete außer sich vor Verzweiflung die geschicktesten und gewandtesten Leute aus und versprach ungeheure Summen dem, der ihm Nachricht über seinen geliebten Sohn bringen würde.

Alles war vergeblich.

Die Spuren des Kindes und seiner Räuber waren nicht aufzufinden.

Der Prinz erhielt über das Schicksal seines geliebten Kindes keinerlei Aufschluß.

Die ganze Provinz empörte sich gegen die Zigeuner, welche man dieses abscheulichen Raubes beschuldigte. Sie wurden festgenommen und nach Bourges geführt.

Hier betheuerten sie ihre Unschuld — sie versicherten, daß die wirklichen Schuldigen der Mann, die Frau und das kleine Mädchen sein müßten, die feierlich nnd vor zahlreichen Zeugen aus ihrem Stamme ausgestoßen worden, denn sie waren mit einem Male verschwunden und Niemand hatte sie wieder aufzufinden vermocht.

In Ermangelung auch der unbedeutendsten Indicien und Beweise mußte man die Nomadenhorde in Freiheit setzen.

Die Zigeuner verweilten noch ungefähr zwei Monate in verschiedenen Orten von Berry und nahmen dann ihren Weg nach dem südlichen Frankreich.

Ein Jahr später erzählte ein Geistlicher von Bourges, welcher wegen Vertauschung seiner Stelle am römischen Hofe gewesen, daß er in der dortigen Gegend dieselbe Truppe Zigeuner bemerkt und wiedererkannt, welche früher in der Umgegend von Bourges die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hatte.

Er fügte hinzu — und dies gab viel Stoff zum Nachdenken — daß ihr dermaliger Herzog und ihre Herzogin eben jener Mann und jene Frau wären, die sie früher auf so feierliche Weise ausgestoßen und später mit so großer Hartnäckigkeit beschuldigt hatten.

Alles was damals geschehen, war daher wahrscheinlich weiter nichts als eine im Voraus verabredete Komödie und ein geschickter Schelmenstreich gewesen, um den Verdacht an dem Raube des Prinzen, dessen sich wahrscheinlich der ganze Stamm schuldig gemacht, auf diese beiden Häupter allein zu lenken.

Jean de Courtenay schickte, als er hiervon Kenntniß erhielt, sofort vertraute Leute nach Italien, um die Zigeuner aufzusuchen und zu befragen.

Es war aber unbedingt unmöglich, sie aufzufinden und die letzte Hoffnung des Prinzen schwand.

Von diesen allzuheftigen Schlägen des Schicksals niedergebeugt und von Kummer und Langeweile geplagt, sah Jean de Courtenay seine Kräfte langsam schwinden und überließ sich einer düstern Misantropie.

Er ging, wie man versicherte, mit dem Gedanken um, Mönch zu werden und alle seine Güter einem Kloster zu vermachen. Dieses Gerücht drang bis nach Paris.

Mittlerweile kam der Herzog von B — in eigener Person auf dem Schlosse Sussy an.

Er hatte, sagte er, obschon spät das seinem lieben Verwandten zugestoßene Unglück vernommen. Er kam, um ihm den Trost der zärtlichsten Freundschaft zu bieten und wollte ihn mit nach Paris nehmen, wo es ihm wenigstens nicht an Zerstreuung fehlen würde. Der Prinz hatte keine Kraft mehr, nicht einmal zum Widerstande. Er folgte dem Herzog.

Dieser Letztere führte ihn wieder in sein Hotel in der Rue Payenne ein, trug Sorge, ihm sein Haus wieder einzurichten und wich eine Zeit lang nicht von seiner Seite.

Der Plan des Herzogs von B — war sehr einfach.

Er wollte dem Gemüth seines Verwandten wiederum die Geschmacksrichtungen und Triebe seiner früher so ausschweifenden Natur einpflanzen.

Es gelang ihm.

Jean de Courtenay suchte Anfangs in den Orgien, welchen sein Verwandter ihn gewissermaßen zwang, beizuwohnen, blos

einen Augenblick der Ruhe und des Vergessens für seinen Schmerz und seinen Gram.

Bald aber begann er wieder die Orgie um ihrer selbst und die Ausschweifung um der Ausschweifung willen zu lieben.

Nun stürzte er sich mit Leib und Seele, ohne Maß und ohne Scham hinein und wälzte sich darin bis zur Trunkenheit, bis zur Ohnmacht.

Er vergaß — er fühlte sich glücklich.

Der Herzog von B — lächelte, daß sein Werk so gut gelang und wünschte sich Glück zu dem vollständigen Erfolge seiner höllischen Machination.

Mitten in dieser Freude auf die zukünftige Erbschaft aber ereilte ihn der Tod.

Er starb und ließ den, dessen Habe er begehrte, im Besitz des Lebens, wenn auch nicht der Gesundheit.

„Meiner Treu, das thut mir leid,“ sagte Jean de Courtenay, dem man diese Nachricht mittheilte, während er zwischen Operntänzerinnen und Champagnerflaschen saß — „es thut mir wirklich leid; er war ein guter Verwandter und ein wackerer Cavalier, dieser arme Herzog. Widmen wir seinem Andenken eine oder zwei Thränen und — trinken wir.“

Dies war die ganze Leichenrede auf den Herzog von B — und, offen gesprochen, er verdiente nicht einmal eine solche.

Mehrere Jahre verflossen wiederum. Der Prinz von Courtenay war durch seine Ausschweifungen bei der vollständigsten Erschöpfung angelangt.

In seinem geschwächten Körper lebte nichts mehr von jener Rüstigkeit, die er in den hundertjährigen Schatten der schönen Wälder von Berry wiedergewonnen. Um mit zwei Worten alles zu sagen, der alte Edelmann konnte nur noch in Gedanken und mit dem Wunsche ausschweifen — seine sinnlichen

Leidenschaften glimmten noch unter der Asche, aber ohne daß die geringste Flamme daraus emporschlug. Das Oel fehlte der Lampe, um einen wenn auch nur vorübergehenden Schein zu verbreiten. Dies hielt jedoch Jean de Courtenay nicht ab, den Modeschönheiten Gold mit vollen Händen zuzuwerfen.

Diese Damen nahmen es ohne Widerspruch, aber sie sagten Jedem, der es hören wollte — und mit welchem Lächeln und in welchem Ton! — daß sie den Prinzen um sein Geld geradezu betrögen und daß ihre Funktionen bei ihm Sinecuren wären, wo selbst die hübscheste Frau von der Welt ihr Honorar nicht mehr verdienen könne.

Es geschieht, man glaube es uns, nicht ohne Grund, daß wir hier diese Einzelnheiten hervorheben, welche vielleicht unsern Lesern und ganz besonders unsern Leserinnen vollständig überflüssig wenn nicht als etwas weit Schlimmeres erscheinen.

Es liegt nämlich hierin der Schlüssel zu einem Räthsel, dessen Auflösung wir erst später errathen und andeuten können.

In dem Augenblick wo wir den alten Herrn wiederfinden, waren seit dem Tode der armen Ange von Thiphaine, Prinzessin von Courtenay gerade dreizehn Jahre verflossen.

Siebzehntes Kapitel.

Ziska.

Es war zwei Uhr Nachmittags.

Der Prinz hatte die vorhergegangene Nacht bei einem Souper oder vielmehr bei einer Orgie zugebracht. Erst bei Anbruch des Tages hatte er sich schlafen gelegt und nachdem er Mittags aufgestanden, schlummerte er in einem großen Armstuhl in der Kaminecke des Schlafzimmers seines Hotels in der Rue Payenne.

Wenn einige der Vasallen und Pächter der Herrschaft Sussy ihren Herrn in diesem Augenblicke hätten sehen können, so würden sie ihn nicht wiedererkannt haben, so sehr hatte er sich seit seiner Abreise aus Berry verändert.

Es war nicht mehr Jean de Courtenay, der kräftige kühne Jäger, welcher die Wälder von seinem triumphirenden Halloh wiederhallen ließ.

Es war ein hinfälliger, mürrischer Greis — das Auge war trübe, die Lippe hing herab, die Wangen waren schlaff und die Stirn von tiefen Falten durchfurcht, welche unter den Schönheitsmitteln und der Schminke nur mit Mühe verschwanden.

Germain, der erste Kammerdiener des Prinzen, trat leise auf den Fußspitzen herein, ohne gerufen worden zu sein.

Der Prinz schlief nicht, wie wir schon gesagt haben, sondern schlummerte blos.

Bei dem leichten Tritt des Kammerdieners auf dem weichen Teppich hob er sofort den Kopf empor und fragte:

„Nun, was giebts, Germain?“

„Monseigneur,“ antwortete der Kammerdiener, „es sind zwei Leute da, welche um die Ehre bitten, vorgelassen zu werden.“

„Ich empfange heute Morgen nicht. Hast Du das ihnen nicht gleich gesagt?“

„Ich bitte um Verzeihung, Monseigneur.“

„Nun?“

„Eine der Personen beharrt auf ihr Verlangen und versichert, sie besitze ein Geheimniß, welches Monseigneur im höchsten Grade interessire und es komme viel darauf an, daß dieses Geheimniß ihm ohne Verzug offenbart werde —“

„Ein Geheimniß, sagst Du, Germain?“

„Ja, Monseigneur, ein Geheimniß von hoher Wichtigkeit.“

„Und wer sind diese Personen?“

„Ein junges Mädchen von hoher Schönheit in ein ganz eigenthümliches Costüm gekleidet und ein Kind — ein kleiner Knabe —“

„Und dieses junge Mädchen ist hübsch?“

„Wunderschön, Monseigneur.“

Ein lüsterner Funke schoß aus den halb erstorbenen Augen des alten Herrn.

„Wohlan, Germain,“ sagte er, „führe dieses junge Mädchen herein. Um zu mir zu gelangen, ist die Schönheit stets das beste Geleit.“

Der Kammerdiener ging und kam nach wenigen Augenblicken mit den beiden Personen wieder herein.

„Dies ist Monseigneur, der Prinz von Courtenay, Mademoiselle," sagte er mit halber Stimme. Hierauf zog er sich discret wieder zurück.

Der Prinz drehete sich herum und warf einen Blick auf die Fremde.

Es war ein junges Mädchen von achtzehn oder höchstens zwanzig Jahren und von wunderbarer Reinheit der Züge und der Formen.

Ihre blasse bräunliche Gesichtsfarbe — ihre großen schwarzen Augen von fast unerträglichem Glanze und noch mehr die Sonderbarkeit ihres Costüms verriethen ihre orientalische Abkunft.

Ihre Kleidung war die der Zigeunerstämme, aber reicher, und ihr langes schwarzes Haar war mit Goldmünzen durchflochten.

Der Knabe, welcher sie begleitete, war sehr einfach gekleidet. Jean de Courtenay achtete nicht auf ihn.

Das junge Mädchen grüßte den Greis auf asiatische Weise, indem sie die Arme über der Brust kreuzte und leicht den Kopf neigte.

Der Prinz erwiederte ihren Gruß mit jener Courtoisie, die er den Frauen gegenüber — mochten sie sein wer sie wollten — stets beobachtete.

„Mademoiselle," sagte er hierauf zu ihr, „was wünschen Sie von mir und was kann ich für eine so reizende Person Angenehmes thun?"

„Nichts, Monseigneur," antwortete die Zigeunerin.

„Wie? nichts!" rief der Prinz.

„Sie können für mich nichts thun, Monseigneur — ich dagegen kann für Sie sehr viel thun."

Jean de Courtenay's Lippen umspielte ein ungläubiges, spöttisches Lächeln.

„Ich verstehe Sie nicht recht, Mademoiselle," sagte er hierauf.

„Ich werde mich näher erklären, Monseigneur, und wenn ich es werde gethan haben, so werden Sie bis zum letzten der Tage, die Sie noch zu verleben haben, den Namen Ziska segnen."

„Ziska? das ist wohl Ihr Name, Mademoiselle?"

„Ja, Monseigneur."

„Nun denn, Mademoiselle Ziska, ich bin begierig."

Das junge Mädchen ergriff den Knaben, der sie begleitete, bei der Hand und ließ ihn zwei oder drei Schritte weit von dem Prinzen treten, stellte ihn so, daß das Licht der beiden großen Fenster voll auf sein Antlitz fiel und hob dann wieder an:

„Monseigneur, betrachten Sie dieses Kind."

Der Prinz gehorchte mechanisch und heftete auf den kleinen Knaben einen anfangs unbestimmten und unsichern, aber bald aufmerksamen und bewegten Blick.

In den so bleichen und so sanften Zügen, die sich seinem Blicke darboten, fand er das lebende Ebenbild der keuschen Schönheit Ange's von Thiphaine wieder.

Jean de Courtenay richtete sich halb empor und murmelte mit erstickter Stimme:

„Dieser Knabe! Wer ist dieser Knabe?"

„Ihr Sohn, den ich Ihnen zurückbringe," antwortete Ziska mit erhabener Einfachheit.

Der Prinz sank durch die Gemüthsbewegung wie vernichtet in seinen Lehnstuhl zurück.

Mehrere Sekunden lang konnte er kein Wort hervorbringen.

Endlich kehrten die Kräfte wieder zurück — eine lebhafte Flamme entzündete sich in seinen trüben Augen — ein Strahl unaussprechlicher Freude zuckte über sein welkes Antlitz — er öffnete die Arme, wie um sein Kind an sein Herz zu drücken, aber plötzlich that er sich, von plötzlichem Mißtrauen ergriffen, Einhalt und rief:

„Der Beweis! Haben Sie einen Beweis für das, was Sie sagen?"

„Ich habe deren mehr als einen, Monseigneur."

„So reden Sie — reden Sie!"

„Dieses Kind ward Ihnen vor neun Jahren in der Provinz Berry aus Ihrem Schlosse Sussy geraubt."

„Das ist wahr. — Wer waren die Räuber?"

„Meine Eltern, Monseigneur, und sie haben es auf ihrem Sterbebette bereut."

„Aber was hatte sie zu diesem abscheulichen Verbrechen bewogen?"

„Der Eigennutz."

„Wie so?"

„Einer Ihrer Verwandten, welcher Ihr ganzes Vermögen erben wollte, hatte ihnen eine bedeutende Summe gegeben, um sie zu bestimmen, Ihnen Ihren Sohn zu rauben."

„Und wer war dieser Verwandter?"

„Der Herzog von B. —"

„Ist es möglich?"

„Nicht blos möglich, sondern gewiß, und auch davon habe ich den Beweis, Monseigneur."

„Lassen Sie diese Beweise sehen."

„Hier ist erstens das einstimmige Zeugniß meines ganzen

Stammes. — Hier ist ferner ein authentisches Document, aufgenommen zu Venedig, durch ein Mitglied des Raths der Zehn, zwei Procuratoren von San Marco, zwei Advocaten und den Kanzler der hochmächtigen Republik, die als Zeugen an das Sterbebett meiner Eltern gerufen wurden, um ihre Aussage zu hören und zu Protokoll zu nehmen. Dieses Protokoll ward doppelt ausgefertigt und ich habe die Ehre, Ihnen, Monseigneur, hier eine beglaubigte Abschrift vorzulegen. Hier sind auch zwei von Ihrem Verwandten, dem Herzog von B—, an meinen Vater geschriebene Briefe, in welchen er Befehle in Bezug auf die Entführung des Knaben ertheilt. — Lesen Sie, Monseigneur, prüfen Sie, urtheilen Sie und zweifeln Sie dann noch, wenn Sie können."

So sprach Ziska.

In der That war kein Zweifel mehr möglich.

Jean de Courtenay konnte den Sohn, den Gott ihn, indem er sich der jungen Zigeunerin als seines Werkzeuges bediente, zurückgab, den Sohn, den er mit so heißen Thränen beweint, wieder an sein Herz drücken und ihn mit Küssen und Freudenthränen bedecken.

Pierre de Courtenay, der von den Zigeunern gestohlene Knabe, hatte einen Vater — einen Namen, eine hohe gesellschaftliche Stellung, ein unermeßliches Vermögen wiedergefunden. Wer hätte damals nicht geglaubt, daß dieses Kind unter einem wohlwollenden und schützenden Sterne geboren sei?

Ach leider, war dies doch nicht der Fall.

Der Prinz wollte Ziska glänzend belohnen.

Die junge Zigeunerin nahm kein Geschenk an — sie umarmte Pierre unter vielen Thränen, denn sie besaß für ihn die ganze Zärtlichkeit einer Schwester und entfernte sich dann,

um sich wieder zu ihrem in einer fernen Gegend weilenden Stamme zu begeben.

Jean de Courtenay schien anfangs für seinen Sohn seine ganze frühere Zärtlichkeit wiedergefunden zu haben und eine Zeitlang brachte die Anwesenheit des Knaben in dem Hotel eine große Veränderung in der früher so unordentlichen Lebensweise des Hausherrn hervor.

Unglücklicherweise aber war der durch den Herzog von B. dem Gemüth des Prinzen eingeimpfte Krebsschaden von der Art, welche, besonders bei einem Greise, nicht mehr zu heilen ist.

Allmälig fiel Jean de Courtenay wieder in seinen Hang zur Ausschweifung und seine lasterhaften Gewohnheiten zurück.

Und gleichzeitig, wie die immer steigende Fluth dieses moralischen Aussatzes ihn von Neuem in Anspruch nahm, machte seine väterliche Anhänglichkeit an sein Kind einer immer vollständigeren Gleichgültigkeit Platz.

Bald hatte Pierre gar keinen Raum mehr in dem Leben und in den Gedanken seines Vaters, der ihn beinahe gar nicht mehr sah.

Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß es dem jungen Manne an irgend etwas gebrochen hätte — im Gegentheil.

Er war von einer zahlreichen Dienerschaft umgeben und Lehrer aller Art versäumten nichts, um seine Erziehung und Ausbildung zu einer eben so vollständigen als glänzenden zu machen.

Pierre war, als er das Alter erreichte, wo die Kindheit endet, um dem Jünglingsalter Platz zu machen, ein vollendeter Cavalier.

Alle Welt bemerkte dies, nur nicht sein Vater und nichts

erschien dem jungen Manne schmerzlicher als die Kälte, welche sein Vater gegen ihn an den Tag legte.

Während der drei letzten Lebensjahre des letztern sprachen sich Vater und Sohn, obschon sie dasselbe Hotel bewohnten, kaum zehnmal im ganzen Jahre.

Allerdings ließ sich Jean de Courtenay in der Rue Payenne oft ganze Monate lang nur sehr selten und nur auf kurze Zeit sehen.

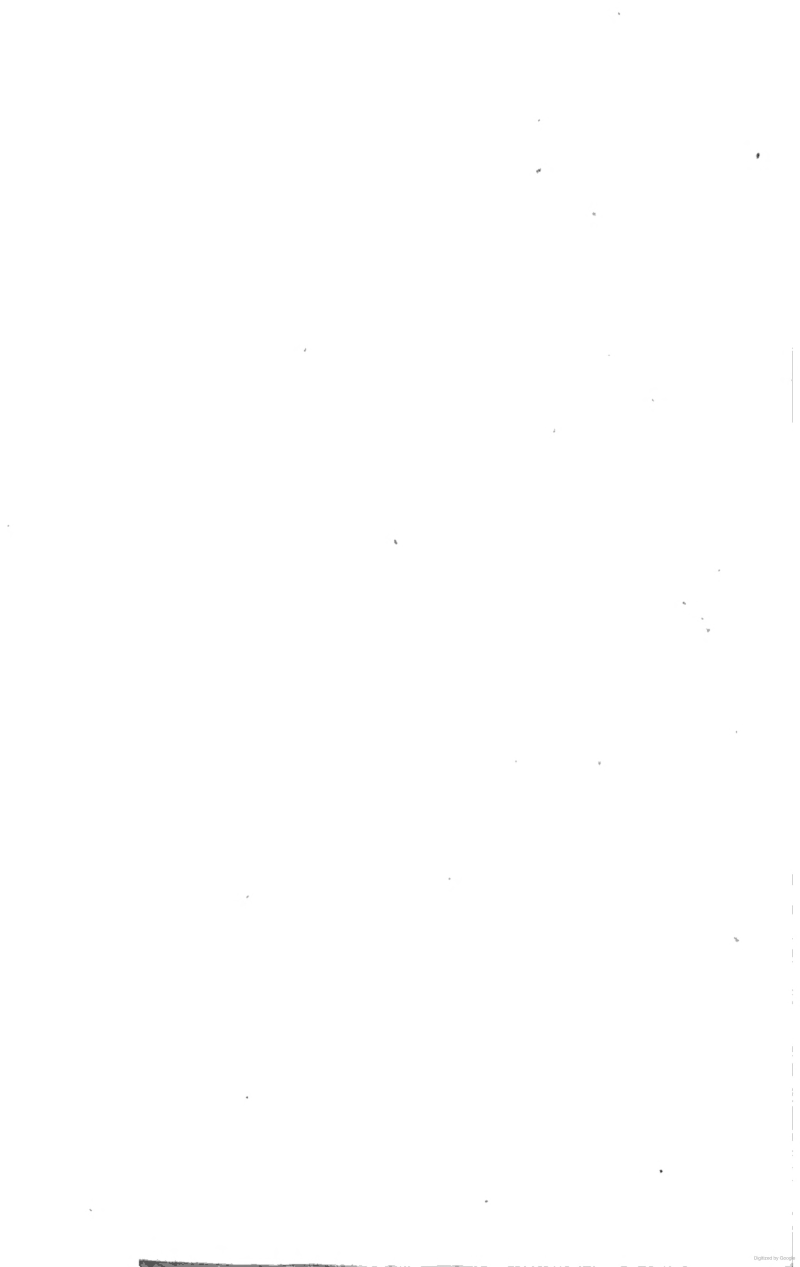
Endlich starb der Prinz. Man erwartete, wenn auch nicht einen fürstlichen Reichthum, doch immer noch ein schönes Vermögen vorzufinden.

Diese Erwartung ward vollständig getäuscht. Die Domainen waren, wie wir schon früher aus dem Gespräch des Marquis von Louvois mit dem Grafen de La Châtre vernommen, unter der Hand und auf geheimnißvolle Weise verkauft worden, während das Hotel mit Hypotheken, die mehr als der Werth desselben betrugen, belastet war.

Es blieb für Pierre de Courtenay weiter nichts als einige Meubels, seine persönliche Habe, drei Pferde, einige Bücher und eine gewisse Quantität ziemlich schöner Schmucksachen.

Der junge Prinz verkaufte dies alles, waffnete sich mit stoischem Muthe und beschloß von den Trümmern dieses entschwundenen Reichthums zu leben.

Keine Klage, kein Murren entschlüpfte seinen Lippen, nur eine tiefe, unheilbar scheinende Melancholie bemächtigte sich seiner und verließ ihn nicht wieder.



Dritter Theil.

Die Liebe einer Rose.

Erstes Kapitel.

Marcel.

Unsere Leser erinnern sich ohne Zweifel, daß wir Nannette Lollier laut weinend in dem kleinen Boudoir ihrer Wohnung in der Rue Saint Honoré verlassen haben.

Allmälig jedoch — sagten wir am Ende eines der ersten Kapitel des zweiten Theils dieser Erzählung — stumpfte diese schmerzliche Gemüthsbewegung eben durch ihre Heftigkeit sich ab.

Die Thränen wurden seltner und rannen eine nach der andern wie flüssige Perlen über den lebenswarmen Atlas ihrer Wangen herab.

Das Klopfen ihres Herzens hob ihren schönen Busen weniger ungestüm.

Endlich, ebenso wie nach einem Gewitter ein blauer Streifen des Himmels durch die zerrissenen Wolken hindurch zum Vorschein kommt und die Rückkehr des Sonnenscheins verspricht, ebenso verkündete ein aus Nannettens noch schwimmenden Augen leuchtender Strahl, daß die Ruhe bald wieder in ihrer Seele herrschen würde.

Worin aber hatte diese verzweiflungsvolle Krisis ihren Grund? Wie kam es, daß Nannette, die sich so lange zu beherrschen gewußt, als die Herren von Louvois und von La Châtre von dem jungen Herrn, dem sie ihr Herz geschenkt, sprachen, aber ohne seinen Namen zu nennen, gewissermaßen

von einer unwiderstehlichen Gewalt zu Boden geschmettert ward, als sie erfuhr, daß dieser Unbekannte Pierre de Courtenay hieß?

Welchen geheimnißvollen Einfluß konnte dieser Name Courtenay auf Nannette, die Blumenhändlerin, ausüben? Dies wissen wir vor der Hand nicht, werden es aber vielleicht später erfahren.

Nannettens heftiger Kummer ging allmälig in ein Hinbrüten über, welches, wenn es auch vielleicht ein wenig traurig war, doch der Sanftmuth nicht entbehrte.

Dieses Träumen ward plötzlich und auf eine Weise unterbrochen, welche Nannette so wenig erwartete, daß sie einen lauten Schrei ausstieß.

Ein schöner junger Mann, der sich verstohlen in das Boudoir geschlichen und sich Nannetten so leise genähert, daß sie nichts davon gemerkt hatte, drückte plötzlich einen Kuß auf die schmale Hand, welche den Kopf stützte.

Nannette drehete sich eben so unwillig als überrascht schnell herum.

Ein zärtliches Lächeln folgte jedoch sofort auf diese ungestüme Bewegung und sie bot dem Verwegenen die Hand, denn dieser war kein anderer als ihr Bruder Marcel, derselbe, der ihr so ähnlich sah, daß man, wenn er auf dieselbe Weise gekleidet gewesen wäre, sie mit einander hätte verwechseln können.

Wir haben schon früher gesagt, daß dieser junge Mann bei Herrn Panckoucke, dem Verleger der Encyclopédie, in der Lehre stand.

Hier sah er häufig die Schriftsteller jener Zeit und hatte sich in dem Umgange mit diesen Schöngeistern so feine und so angenehme Sitten angeeignet, daß er mehr einem jungen

Manne aus aristokratischem Stande als einem schlichten Drucker-lehrling ähnlich sah.

Ueberdies hatte sich sein schon von Natur sehr guter Verstand durch die Berührung mit gebildeten Leuten und durch die eifrige Lectüre der Klassiker noch mehr ausgebildet.

Von allen Kindern Lolliers waren Marcel und Nannette die, welche sich mit der zärtlichsten Zuneigung zu einander hingezogen fühlten.

„Sie hätten als Zwillinge zur Welt kommen sollen!“ rief die gute Mutter Lollier zuweilen. „Sie lieben sich so und sehen einander so ähnlich!“

„Mein guter Marcel,“ sagte Nannette lächelnd, „weißt Du wohl, daß Du mich sehr erschreckt hast?“

„Ich, liebe Schwester! — und warum?“

„Nun, mein Himmel, dieser Kuß!“

„Ein Kuß hat doch nichts Schreckendes!“

„Das gebe ich zu — aber ich wußte nicht, daß Du es warst.“

„Das konntest Du Dir denken.“

„Mein Gott, nein, im Gegentheile —“

„Im Gegentheile!“

„Ja.“

„Und warum?“

„Die Brüder haben sonst nicht die Gewohnheit, ihren Schwestern die Hand zu küssen — sie heben die Galanterien für ihre Bräute auf.“

„Ich werde niemals eine Braut haben, die so schöne Fingerchen hätte, wie mein Schwesterchen Nannette.“

„Schmeichler!“

„Ah, Du weißt es wohl.

„Ich, wie so?“

„Na, liebe Nannette, sei nur nicht bescheiden, wie das Veilchen — eine reizende Blume, dies gebe ich zu, aber weniger bescheiden, als man glaubt, denn wenn sie auch Sorge trägt, sich zu verbergen, so verräth sie doch ihre Gegenwart durch ihren Wohlgeruch."

„Und Du findest, daß ich ihr gleiche?" sagte Nannette lachend.

„Ohne Zweifel," antwortete Marcel in demselben Tone, „ausgenommen indeß, daß Du Dich nicht verbirgst."

„Dies würde mir auch schwer werden."

„Das glaube ich wohl! Denke Dir nur, liebe Schwester, wenn Du plötzlich verschwändest — ganz Paris würde in Aufruhr kommen."

„Meinetwegen?"

„Ja, gewiß, Deinetwegen."

„Du scherzest."

„Durchaus nicht. Man beschäftigt sich nur mit Dir — man denkt nur an Dich — man spricht nur von Dir — sogar bei den Encyclopädisten."

„Will man mich vielleicht lebendig drucken?" fragte Nannette lächelnd.

„Meiner Treu, ich möchte nicht nein sagen! — Denke Dir, daß ich diesen Morgen einem originellen Streite beigewohnt habe, der Dich betraf."

„Wirklich? Und wo denn?"

„Es war bei Herrn Diderot," antwortete Marcel mit einem unaussprechlichen Gefühl von Stolz, „bei Herrn Diderot selbst, dem großen Manne, dem berühmten Schriftsteller, dem unsterblichen Verfasser so vieler Meisterwerke."

„Ach, Du gehst also zu Herrn Diderot?"

„Versteht sich — er empfängt mich sogar mit der größten

Güte, obschon er nicht weiß, daß ich Dein Bruder bin, was ein Anspruch —"

„Weiter, weiter!"

„Also kurz, ich hatte einen Correcturbogen zu ihm zu tragen. In seinem Salon waren eine Anzahl Schriftsteller und vornehmer Herren versammelt — es waren der Graf von Lauraguais — kennst Du ihn?"

„Nur zu gut, er hat mich vierzehn Tage lang mit seinen faden, unerträglichen Schmeicheleien verfolgt."

„So, so. Wohlan, was Du mir da sagst, nimmt mich nicht Wunder!"

„Warum nicht?"

„Du sollst es sogleich sehen. Ich fahre fort. — Es waren noch da der Herzog von Nivernais, Herr von Marmontel, der Baron Holbach — kennst du sie?"

„So ziemlich Alle."

„Und endlich," fuhr Marcel mit Begeisterung fort, „endlich der schöne, liebenswürdige Prinz von Courtenay, ein junger Mann, den ich von ganzem Herzen liebe und für den ich mein Leben lassen könnte — kennst Du diesen auch?"

Nannette drückte die Hand aufs Herz, um das ungestüme Klopfen desselben zu beschwichtigen. Nach einigen Secunden des Schweigens stammelte sie mit zitternder Stimme:

„Ja — ja — ich kenne ihn auch — erzähle weiter."

Marcel ließ sich nicht lange bitten.

„Als ich eintrat," sagte er, sprach man von Nannetten, von Nannetten, der schönen Blumenhändlerin von Nannetten, der Perle des Palais Royal. — Die Freunde des Herrn Diderot hielten mich ganz einfach für den Laufburschen unserer Druckerei und setzten daher die angesponnene Unterhaltung in meiner Gegenwart ganz ungenirt fort. Der Graf von Lau-

raguais sprach eben, und ich muß gestehen, daß er Dich mit mehr Bosheit als Witz angriff.

„„Meiner Treu, nein, meine Herren,““ sagte er, „„ich glaube nicht an die Tugend Nannettens, der Blumenhändlerin — sie ist zu hübsch, um unerbittlich zu sein — sie hat Liebhaber gehabt, sie hat deren noch, sie wird deren haben — Jeder sagt es, Jeder glaubt es und ich mache es wie die Andern.““

„Wie schändlich!“ rief Nannette. „Ein Edelmann verleumdet ein armes Mädchen, weil sie ihn nicht hat anhören wollen. Das ist schlecht! das ist feig!“

„Na, warte nur, warte nur,“ hob Marcel wieder an. „Du wirst sogleich sehen. — Herr von Lauraguais sprach einige Minuten lang in diesem Tone fort. Ich stand wie auf Kohlen; ich fühlte, wie ich bald blaß, bald roth ward, ich stand schon im Begriff, mein Incognito zu verrathen, Deine Vertheidigung zu übernehmen und diesem elenden Grafen den Text auf etwas derbe Weise zu lesen, glücklicherweise aber bedurfte es meiner Einmischung gar nicht.“

Zweites Kapitel.

Ein Vertheidiger.

„Nun, was geschah denn?“ stammelte Nannette, welche mit verhaltenem Athem diese Erzählung anhörte, die sie auf eine leicht zu begreifende Weise interessirte.

„Was geschah, liebe Schwester? Höre nur. Der Graf von Lauraguais war kaum mit seinen albernen und boshaften

Bemerkungen fertig, als der Prinz von Courtenay, dieser gute und bewundernswürdige junge Mann sich erhob. Er war bleich, noch bleicher als gewöhnlich, und seine großen schwarzen Augen, die fast eben so schön sind, wie die Deinen, schossen Blitze.

„„Nein, Herr Graf,““ rief er, „„nicht Jeder sagt und nicht Jeder glaubt, daß Nannette Liebhaber habe, denn wie boshaft auch die Welt sein möge, so verleumdet sie doch nicht die reinste Tugend. Wie können Sie, ohne zu erröthen, dergleichen häßliche Dinge wiederholen, welche von einigen müßigen Wüstlingen ersonnen worden, die sich ohne Zweifel auf diese Weise für die Verachtung rächen wollen, die sie von Nannetten erfahren haben. Lassen Sie ihnen doch diesen traurigen Zeitvertreib, mein Herr, Ihrer ist er unwürdig, eben so wie er jedes rechtschaffenen Mannes unwürdig ist. Nannette ist eben so tugendhaft, als schön, das behaupte ich und werde es gegen die ganze Welt behaupten.““

„Er hat es gesagt! er hat es gesagt!“ murmelte Nannette, indem sie mit begeistertem Ausdruck die Augen gen Himmel erhob; „o edles Herz! edles Herz!“

„Ich habe mir Wort für Wort gemerkt, was er sagte,“ antwortete Marcel, „und ich glaube, daß ich kein Komma darin verändert habe. Dieser gute Prinz, ach, meiner Treu, ich schwöre es Dir, ich hätte ihn mit Freuden umarmt.“

„Und was antwortete der Graf von Lauraguais?“

„Sein häßliches Gesicht nahm einen spöttischen Ausdruck an; er lächelte falsch und boshaft und sagte:

„„Also, lieber Prinz, Sie machen wohl den Ritter der schönen Nannette?““

„„Ja, mein Herr!““ antwortete der Prinz.

„„Einer Blumenhändlerin!““

„Eine Blumenhändlerin steht höher als eine Herzogin, wenn die Blumenhändlerin rechtschaffen ist und die Herzogin nicht!'"

„„Also, mein lieber Don Quichotte, Sie wollen für diese plebejische Tugend Lanzen brechen?""

„„Wenigstens bin ich bereit, meinen Degen mit Denen zu messen, welche sie angreifen wollten.""

„„Sie werden hitzig, Prinz — folglich haben Sie Unrecht.'"

„„Ich werde nicht hitzig, mein Herr, ich bin blos entrüstet.""

„„Das ist ganz dasselbe.'"

„„Schwerlich.""

„„Aber beweisen Sie doch erst diese Tugend, welche Sie vertheidigen.'"

„„Das ist sehr leicht.""

„„Wirklich? — Wohlan, ich warte.'"

„„Sagten Sie nicht soeben, Herr Graf, daß Jedermann in Paris von Nannettens Liebschaften spräche?""

„„Ich habe es gesagt und wiederhole es.'"

„„Wohlan, drücken Sie sich etwas bestimmter aus. Diese Liebhaber müssen bekannt sein. — Wen nennt man?""

„Herr von Lauraguais ließ den Kopf hängen und antwortete, nachdem er einige Augenblicke gezögert:

„„Man nennt Niemanden, aber das öffentliche Gerücht — vox populi —'"

Der Prinz von Courtenay unterbrach den Grafen.

„„Genug, mein Herr,"" sagte er in strengem Tone, „„Sie sind besiegt, und zwar mit Ihren eigenen Waffen. Wenn Nannette einen Liebhaber hätte, so würde ganz Paris schon diesen Abend den Namen des Glücklichen erfahren —

bis jetzt aber — dies können Sie mir glauben — ist dieser Name ein noch gänzlich unbekannter.""

„Der Prinz wendete sich hierauf zu den übrigen Anwesenden und setzte hinzu:

„„Habe ich Recht, meine Herren? — Sie sind eben so unparteiische als aufgeklärte Richter und ich appellire an Sie.""

„„Sie haben Recht, Prinz, zehnmal Recht!"" riefen der Baron Holbach, der Herzog von Nivernais und Herr von Marmontel.

„Herr Diderot antwortete dadurch, daß er den Prinzen bei der Hand ergriff und sie ihm drückte. Aber damit war Alles gesagt. Nicht wahr, Schwesterchen?"

Diese Frage Marcel's erhielt keine Antwort.

Nannette weinte.

Aber wie süß waren diese Thränen, wie wonnig entströmten sie ihrem von glühender Freude erfüllten Herzen.

An dem Lächeln, welches auf dem Antlitz seiner geliebten Schwester strahlte, begriff Marcel, daß sie trotz ihrer Thränen nicht getröstet zu werden brauchte, und fuhr fort:

„Was Herr von Lauraguais betrifft, der durch seine Niederlage und die derbe Lection, die er erhalten, nicht wenig beschämt worden zu sein schien, so äußerte er weiter kein Wort und entfernte sich bald darauf.

„Gleich nach seinem Weggange empfing der Prinz einstimmige Lobsprüche über sein edelmüthiges und ritterliches Benehmen.

„„Lieber Prinz,"" rief Herr Diderot, „„er hat Sie spöttischer Weise Don Quichotte genannt. Welche Lobrede! Don Quichotte war allerdings ein Thor, aber wie edel und erhaben war seine Thorheit und wie unendlich höher stand diese Thorheit als die kalte Vernunft unseres Jahrhunderts.""

„Und was antwortete denn Herr Courtenay hierauf?“ fragte Nannette.

„Das weiß ich nicht.“

„Wie?“

„Nein, in der That nicht. — Herr Diderot, der bis jetzt gar nicht auf mich geachtet, gewahrte plötzlich meine Anwesenheit. Er nahm mir die Correcturbogen, die ich ihm brachte, ab und verabschiedete mich. Aber dennoch hatte ich genug gehört und entfernte mich ganz entzückt von dem, was geschehen, und ganz erfreut, es Dir wieder sagen zu können. Habe ich Dir dadurch Vergnügen bereitet, liebe Schwester?“

„Mehr als dies, mein guter Marcel.“

„Mehr als dies?“

„Ja, Du hast mich glücklich gemacht — sehr glücklich.“

„Wie so?“

Nannette zögerte und erröthete.

Marcel aber merkte bei der Achtlosigkeit seines Alters weder auf ihr Zögern noch auf ihr Erröthen.

„Warum?“ antwortete sie endlich, „weil ich, wenn auch einige Böswillige mich angreifen, doch immer edle Herzen für mich habe.“

„Da hast Du Recht,“ antwortete Marcel.

Dann hob er mit unerbittlicher Naivität wieder an:

„Was mich betrifft, so kenne ich unter den edlen Herzen kein edleres, als das dieses jungen Prinzen von Courtenay.“

Nannette schwieg.

Ihr Herz klopfte, als wenn es die schwachen Schranken ihres Mieders sprengen wollte.

„Meinst Du das nicht auch, Schwester?“ fragte Marcel.

„Ach ja,“ stammelte Nannette.

„Ich dächte, Du hättest mir gesagt, daß Du den Prinzen kennst.“

„Ja, allerdings, aber —“

„Ich verstehe, Du kennst ihn von Ansehen, oder bist ihm zuweilen begegnet. Vielleicht hast Du ihn kaum bemerkt. Aber wenn Du ihn näher sähest — wenn Du ihn reden hörtest — wenn Du in seinen Augen lesen könntest, in welchen sich die ganze Schönheit seiner Seele malt, so bin ich fest überzeugt, daß Du ihn eben so lieben würdest, wie ich ihn liebe. Aber, mein Gott, was ist Dir? Du wirst bleich!“

Nannetten's Wangen wurden in der That weiß wie Lilien.

Eine allzugroße Gemüthsbewegung raubte dem armen Kinde den Athem.

„Fehlt Dir etwas?“ rief Marcel; „willst Du, daß ich meine Mutter oder meine Schwestern rufe?“

„Nein, nein,“ antwortete Nannette schnell, „es wird mir schon wieder besser — es ist vorüber.“

Und in der That gewann sie allmälig ihre gewohnte Farbe wieder.

Marcel überließ sich gleichzeitig wieder seiner gewohnten Sorglosigkeit.

„Du weißt nicht,“ sagte er, „es war mir ein Gedanke eingefallen —“

„Ein Gedanke?“

„Ja, und ich glaube ein guter.“

„Und in Bezug worauf?“

„In Bezug auf den jungen Prinzen von Courtenay.“

Nannette unterbrach ihn nicht mehr.

Marcel fuhr fort:

„Ich glaube, nach dem, was heute Morgen geschehen ist — nach der Art und Weise, auf welche der Prinz Dich ver-

theidigt hat — hieße es eine wahrhafte Undankbarkeit an den Tag legen, wenn Du ihm nicht Deinen Dank bezeigen wolltest."

„Aber wie soll ich dies denn machen, mein Gott?" rief Nannette.

„Nichts ist leichter."

„So? findest Du das wirklich?"

„Ohne Zweifel — es kommt hierbei Alles auf die Absicht an. Schicke ihm ganz einfach einen Strauß von Deinen schönsten Blumen und ich stehe Dir dafür, daß er sich dadurch sehr geschmeichelt fühlen wird."

„Das könnte ich niemals wagen," murmelte Nannette.

„Kind," sagte Marcel in sich sehr komisch ausnehmendem altklugem Tone, „wenn ich nun die Besorgung übernähme?"

„Du, mein Bruder?"

„Ja, ich selbst. Ich habe eine ganz vortreffliche Gelegenheit dazu."

„Kommst Du denn zuweilen zu ihm?"

„Ich bin noch nie bei ihm gewesen, werde aber morgen hingehen. Ich überbringe ihm ein prachtvolles Exemplar unserer Folioausgabe des ‚Telemach' mit Kupferstichen von Bernard Picart, in rothen Maroquin gebunden, mit Goldschnitt und dem Wappen der Courtenay auf dem Deckel. Es ist das eine Galanterie von Panckoucke, ein fürstliches Geschenk. Du siehst, daß es mir sehr leicht sein wird, ihm gleichzeitig die Blumen zu überreichen, abgesehen davon, daß mir dies Gelegenheit verschaffen wird, dem Prinzen zu sagen, daß ich Dein Bruder bin, was mir sehr angenehm sein würde. Ich werde daher nicht ermangeln, ihm in Deinem Namen durch ein wohlgedrechseltes Kompliment zu danken."

„Aber," fragte Nannette, in diesem Augenblick mit einer

fixen Idee beschäftigt, „wenn Du morgen zu ihm gehst, so mußt Du auch wissen, wo er wohnt.“

„Ja, das versteht sich — Rue Culture — Saint-Catherine — Hotel Carnavalet. Der alte Prinz von Courtenay, der Vater des gegenwärtigen, besaß ein prachtvolles Hotel in der Rue Payenne, aber wie es scheint hat er vor seinem Tode seinen Sohn vollständig ruinirt oder enterbt — man weiß weder wie noch warum. So viel steht fest, daß dieser vortreffliche junge Prinz arm ist, und dies ist sehr schade, denn ich für meinen Theil wünschte ihm ein königliches Vermögen. Ich bin überzeugt, daß er einen guten Gebrauch davon machen würde. Was sagst Du dazu, meine Schwester? Doch wie dumm ich bin! Du kannst ja nichts dazu sagen. Du kennst ihn nicht genau genug, um eine Meinung über ihn zu haben.“

Nannette begnügte sich zum Zeichen der Zustimmung mit dem Kopfe zu nicken.

„Also,“ fuhr Marcel fort, „ich komme wieder auf meine Idee zurück. Ganz gewiß billigst Du dieselbe, nicht wahr?“

„Welche Idee?“

„Die wegen des Straußes, den Du mir an den Prinzen mitgeben wirst.“

„Nein, mein lieber Bruder; ich glaube es ist besser, wenn wir nichts dergleichen thun.“

„Aber ich versichere Dir, daß —“

Nannette unterbrach ihn.

„Ich bitte Dich,“ sagte sie, „bestehe weiter nicht darauf, Du würdest mir nur Kummer bereiten.“

„Nun, dann wollen wir auch nicht weiter davon sprechen. Wir wollen annehmen, ich hätte gar nichts davon geäußert.“

Aber ganz böse setzte der junge Mann hinzu:

„Es ist doch schade.“

Drittes Kapitel.

Ein Morgen.

Nannette sehnte sich allein zu sein.

Sie fand ein Mittel, ihren Bruder zu entfernen, und sobald als der junge Mann fort war, verriegelte sie die Thür ihres Boudoirs, um sicher zu sein, daß Niemand sie überrasche.

Hierauf sank sie wieder auf einen Sessel nieder und versenkte sich in eine Betrachtung, welche lange dauerte und, nach dem Ausdrucke ihres Mienenspiels zu urtheilen, sehr süß sein mußte.

Aber auch diese Betrachtung hatte ein Ende.

Nannette stand auf.

Sie öffnete ein kleines Schränkchen von Rosenholz, nahm daraus Papier, Dinte und Feder und begann mit fieberhafter Schnelligkeit zu schreiben.

Als sie damit fertig war, las sie die ziemlich unregelmäßigen Zeilen, welche einen großen Bogen Papier fast ganz bedeckten.

Ohne Zweifel war sie damit nicht zufrieden, denn sie zerriß dieses Blatt und begann ein anderes.

Drei Mal hinter einander opferte sie auf dieselbe Weise ihre unfruchtbaren Versuche.

Der vierte Brief endlich schien sie in jeder Hinsicht zu

befriedigen. Sie zerriß ihn nicht, faltete das Blatt vielmehr vierfach zusammen und steckte es in ein großes Couvert.

Auf dieses Couvert schrieb sie die Adresse und legte dann Alles, ohne den Brief zuzusiegeln, wieder in das kleine Schränkchen von Rosenholz, welches sie sorgfältig verschloß.

Nachdem Nannette hiermit fertig war, begab sie sich zu ihrer Familie, bei welcher sie wie gewöhnlich den Abend zubrachte, und wer sie so sanft und so gut, so heiter und liebenswürdig sah, hätte unmöglich die gewaltigen Gemüthsbewegungen geahnt, von welchen sie während dieses Tages heimgesucht worden.

Am andern Morgen früh gegen zehn Uhr war der Prinz Pierre de Courtenay allein in dem sehr bescheidenen Gemach, welches er Rue Culture-Saint-Catherine in dem Hotel Carnavalet bewohnte.

Sein einziger Diener, ein alter Kammerlakai, der seit länger als vierzig Jahren im Dienste des Hauses Courtenay stand, und der mehr aus Anhänglichkeit, als um den mäßigen Lohn, den Pierre ihm geben konnte, bei dem Prinzen geblieben war, meldete den Grafen von La Châtre.

Pierre de Courtenay schätzte Herrn von La Châtre wegen der offenen Freimüthigkeit seines Charakters und ganz besonders wegen der Biederkeit, welcher er selbst mitten unter den Ausschweifungen und Verirrungen eines leichtsinnigen wüsten Lebens niemals untreu ward.

Nachdem die beiden Herren die ersten Komplimente gewechselt, setzten sie sich und Herr von La Châtre begann nicht ohne sichtbare Verlegenheit die Unterredung mit folgenden Worten:

„Ich wünsche, mein Prinz, mit Ihnen einen ungemein

delikaten Gegenstand zu besprechen. Ich stehe, so zu sagen, im Begriff, einen brennenden Boden zu betreten. Es wird mir schwer, Sie von dem wirklichen Beweggrunde in Kenntniß zu setzen, der mich heute Morgen zu Ihnen führt. Ich möchte gern Gewißheit haben, daß Sie die Worte, welche mein Herz an das Ihre richten wird, nicht als indiscret betrachten wollen."

„Aber," antwortete Pierre de Courtenay, ein wenig erstaunt über diese geheimnißvolle Einleitung, „wenn es blos dieser Versicherung bedarf, um Sie vollständig zu beruhigen, so gebe ich sie Ihnen gern, mein lieber Graf."

„Nun, dann werde ich ohne weitere Umschweife auf die Sache eingehen."

„Das ist meiner Meinung nach stets die beste Verfahrungsweise."

„Erinnern Sie sich noch unserer gestrigen Begegnung im Garten des Palais Royal?"

„Sie war mir zu angenehm, als daß ich sie schon vergessen haben sollte."

„Erinnern Sie sich auch, Prinz, der Worte, die zwischen uns gewechselt wurden?"

„Ohne Zweifel — der Marquis von Louvois und Sie forderten mich auf, bei Hofe zu erscheinen, und tadelten meinen Entschluß, dies nicht thun zu wollen. — Soll dies der Gegenstand unserer heutigen Besprechung sein?"

„Ganz richtig!"

„Dann, lieber Graf," sagte Herr von Courtenay lächelnd, „dann wird es gut sein, wenn ich Ihnen im Voraus bemerke, daß mein Entschluß unwiderruflich ist. Verzichten Sie daher, wenn ich Ihnen rathen darf, darauf, ihn wankend machen zu wollen."

Herr von La Châtre schüttelte den Kopf.

„Hier eben wird das, was ich Ihnen vorzuschlagen habe, mißlich und kritisch.“

„Mißlich?“

„Ja wohl, und in hohem Grade.“

„Wie so?“

„Doch Muth! — Ich lasse es auf die Gefahr ankommen.“

„Wohlan, lieber Prinz, ich habe zu errathen geglaubt, worauf dieser unwiderrufliche Entschluß, von welchem Sie sprechen, beruhet.“

Pierre de Courtenay erröthete leicht.

Der Graf von La Châtre fuhr fort:

„Nicht wahr, wenn Sie sich weigern, an dem Hofe zu erscheinen, an welchen Ihr Name und Ihr Rang Sie berufen, so geschieht es aus dem Grunde, weil Ihr gegenwärtiges Vermögen Ihnen nicht gestatten würde, es auf eine Ihrer würdige Weise zu thun.“

„Das ist wahr,“ antwortete Pierre nach augenblicklichem Schweigen. „Das ist wahr. Ich bin arm und die Armen müssen sich in die Vergessenheit zurückziehen. Ich hoffe, daß das Mitleiden ein Gefühl ist, welches ich niemals einflößen werde.“

„Ich,“ fuhr Herr La Châtre fort, „ich bin reich — sogar zu reich, denn ich mache, wie alle vernünftigen Leute sagen, von meinen Einkünften einen sehr beklagenswerthen Gebrauch. Nun habe ich eine ganz ergebene Bitte an Sie zu richten.“

„Welche, lieber Graf?“

„Erlauben Sie mir, eine Summe — wohlverstanden als Darlehn — zu Ihrer Verfügung zu stellen, wie sie für Sie erforderlich ist, um eine glänzende Rolle zu spielen und einen fürstlichen Haushalt zu führen. Wenn Sie mir diese Bitte abschlagen, so betrüben Sie mich unendlich.“

Pierre de Courtenay ergriff die Hand des Grafen von La Châtre und drückte sie ihm mehrmals und mit Innigkeit und Wärme.

„Ich danke," murmelte er mit bewegter Stimme, „ich danke, lieber Graf. — Sie sind ein Freund — ein wahrer Freund."

„Und Sie nehmen an?" rief der Graf freudig.

„Nein, ich lehne ab."

„Sie lehnen ab?"

„Ganz bestimmt."

„Und warum?"

„Weil meine Grundsätze mir verbieten, eine Summe zu leihen, die ich vielleicht niemals wieder bezahlen kann."

„Niemals! Das ist doch nicht Ihr Ernst?"

„Ja, es ist mein Ernst, und dies bestimmt mich eben, Ihr Anerbieten abzulehnen."

„Bedenken Sie doch, daß der König Sie schon kennt und daß ihm sehr viel Gutes von Ihnen gesagt worden ist; bedenken Sie, daß er mit Interesse von Ihnen gesprochen hat. Kaum würden Sie bei Hofe erschienen sein, so würde es Gunstbezeigungen, Würden und Aemter auf Sie herabregnen. Ihr Glück wäre gemacht und eine Ihres Ranges würdige Vermählung würde Ihnen gestatten, dem Namen Courtenay seinen alten Glanz wieder zu verleihen."

„Dieses Bild ist sehr verführerisch, das verkenne ich nicht," entgegnete Pierre, „aber dennoch gebe ich der traurigen und kalten Wirklichkeit der Gegenwart den Vorzug vor einer Zukunft, wie Sie mir sie eben gemalt haben."

„Das ist Thorheit, lieber Prinz."

„Vielleicht. Glauben Sie, daß ich ein Thor sei, wenn Sie wollen, aber verkennen Sie nicht, daß diese Thorheit die

Dankbarkeit aus meinem Herzen nicht ausschließt und daß ich niemals das edelmüthige Anerbieten vergessen werde, welches Ihre Zuneigung zu mir Sie bewogen hat, mir zu machen. Hinfort, lieber Graf, sind wir Freunde auf Leben und Tod."

„Aber dennoch weigern Sie sich, mein Anerbieten anzunehmen?"

„Ich muß und ich erwarte einen neuen Beweis Ihrer Freundschaft, indem ich Sie bitte, niemals auf dieses Kapitel wieder zurückzukommen, denn es kostet mir viel Ueberwindung Ihnen zu widerstehen, so fest entschlossen ich auch bin, es zu thun."

„Es sei, wie Sie wollen, lieber Prinz, aber ich hatte etwas Besseres gehofft."

In diesem Augenblicke und wie um den Uebergang zu einem andern Thema zu erleichtern, trat der alte Kammerdiener ein.

„Monseigneur," sagte er, „es ist ein junger Mann da, der mit einem Auftrage von Herrn Panckoucke kommt."

„Laß ihn eintreten," antwortete der Prinz.

Der Kammerdiener entfernte sich und führte gleich darauf Marcel ein, welcher, roth wie eine Pfundrose, unter seinem Arme, sorgsam eingewickelt, das Prachtexemplar des ‚Telemach' trug, wovon wir ihn den Abend vorher mit Nannetten haben sprechen hören.

„Mein Freund," sagte der Prinz zu ihm, „Sie kommen im Auftrage des Herrn Panckoucke?"

„Ja, Monseigneur," stammelte Marcel. „Herr Panckoucke, mein Patron, bittet Monseigneur, dieses Buch von ihm annehmen zu wollen."

Und indem er dies sagte, wickelte der junge Mann den

Prachtband aus seiner vierfachen Hülle und überreichte ihn Pierre de Courtenay.

„Aber,“ rief Pierre, „das ist ja in der That ein königliches Geschenk.“

„Und doch kaum Ihrer würdig, Monseigneur,“ sagte Marcel kaum hörbar.

„Sehen Sie doch, lieber Graf,“ hob Pierre zu Herrn La Châtre gewendet wieder an, „sehen Sie doch diese wunderbare Ausgabe! diesen Druck! diese Kupferstiche!“

„Es ist wirklich recht schön,“ antwortete La Châtre kalt, denn er war weder ein Gelehrter, noch ein Bücherfreund.

Der Prinz von Courtenay bewunderte das Buch noch einige Augenblicke lang mit großem Enthusiasmus.

Dann sagte er zu Marcel:

„Ich behalte es mir vor, noch heute selbst zu Herrn Panckoucke zu gehen und ihm zu sagen, wie angenehm mir sein schönes Geschenk ist. Was Sie betrifft, mein Freund, so nehmen Sie hier —“

Und er wollte Marcel einen Doppellouisdor in die Hand drücken.

Marcel aber prallte, noch tiefer erröthend als vorher, einen Schritt zurück.

„Nehmen Sie denn diese Kleinigkeit nicht an?“ fragte Pierre sehr erstaunt.

„Ach, Monseigneur,“ rief Marcel, „wenn ich wagen dürfte —“

„Ja, ja, wagen Sie, mein Freund.“

„Es giebt etwas, was mir tausendmal angenehmer wäre, als alles Gold der Welt.“

„Ist es etwas, was von mir abhängt?“

„Ja, Monseigneur — von Ihnen allein.“

„Und worin besteht dies?"

„Daß mir die ausgezeichnete Ehre vergönnt werde, Ihnen die Hand zu küssen."

„Mir die Hand küssen!" wiederholte der Prinz ganz erstaunt; „aber warum?"

„Ach, Monseigneur, ich liebe Sie so sehr!"

„Sie lieben mich! Mein Freund, Sie kennen mich ja gar nicht."

„O ja, Monseigneur, ich kenne Sie wohl, und wie ich gestern zu meiner Schwester sagte, ich würde mein Leben für Sie lassen."

Viertes Kapitel.

Eine unbekannte Verwandte.

Pierre de Courtenay fragte sich, als er diese mit der wärmsten Exaltation gesprochenen Worte hörte, in allem Ernste, ob er es hier vielleicht mit einem Wahnsinnigen zu thun habe.

Zum ersten Male sah er dem jungen Manne scharf in's Gesicht, um zu sehen, ob er in seinen Zügen vielleicht ein Symptom der Geistesstörung entdecken könne.

Der Blick, den er auf Marcel warf, zeigte ihm aber etwas ganz Anderes.

In den Zügen dieses reizenden Gesichts glaubte er ein Bild wieder zu finden, welches er tief in seinem Herzen trug.

„Wenn ich nicht irre, sprachen Sie so eben von Ihrer Schwester, mein Freund," fragte er.

„Ja, Monseigneur."

„Kenne ich dieselbe vielleicht?"

„Ja wohl, Monseigneur, Sie kennen sie und obschon sie mir verboten hat, es Ihnen zu sagen, so erkläre ich doch, daß sie sich Ihnen ebenfalls zu Dank verpflichtet fühlt.“

„Zu Dank,“ wiederholte Pierre, „und wofür?“

„Für das, was Sie gestern für sie gethan haben.“

„Gestern?“

„Monseigneur, ich sehe, daß Sie mich nicht verstehen, aber ein Wort wird Ihnen alles erklären. Ich war gestern gleichzeitig mit Ihnen bei Herrn Diderot und ich bin der Bruder von Nannette Lollier, welche Sie auf so edelmüthige Weise vertheidigten.

„Mein Freund,“ antwortete der Prinz von Courtenay sehr bewegt, „ich habe nur gethan, was Ihre liebenswürdige Schwester verdiente.“

„Das ist wahr, Monseigneur, denn Nannette ist ein Engel und verdient die Achtung aller Menschen. Viele Andere aber würden an Ihrer Stelle sich doch nicht herabgelassen haben, die Partie eines armen Mädchens — einer Blumenhändlerin — zu nehmen, wie jener Graf von Lauraguais sagte, ehe Sie ihn zum Schweigen brachten. Ach, was Sie da gethan haben, ist groß und schön, Monseigneur, und von diesem Augenblicke an liebe ich Sie. Neben meiner Hingebung für Sie ist die Zärtlichkeit eines Orestes für Pylades, eines Pithias für Damon und aller Helden des Alterthums für einander nur eine Kleinigkeit. Ich weiß recht wohl, daß diese meine Hingebung Ihnen nichts nützen kann. Ich weiß, daß Sie ein großer Herr sind und daß ich weiter nichts bin, als ein armer Teufel von Buchdruckerlehrling. Aber wenn es darauf ankäme für Sie zu sterben, so wäre ich da, Monseigneur.“

Marcel schwieg.

Seine glühenden Wangen, seine keuchende Brust verriethen das ungestüme Pulsiren seines Herzens, während seine funkelnden Blicke gleichzeitig die Tiefe und Aufrichtigkeit seiner Bewegung bezeugten.

Seine Schönheit war in diesem Augenblicke eine fast überirdische zu nennen.

Pierre de Courtenay betrachtete ihn einen Augenblick lang schweigend.

„Ihre Hingebung, Ihre Anhänglichkeit, mein edler junger Freund," sagte er, nehme ich an und bin stolz darauf. Aber nicht meine Hand gebe ich Ihnen zu küssen, sondern öffne Ihnen vielmehr meine Arme, um Sie an mein Herz zu drücken."

Marcel stieß einen Freudenschrei aus.

Er warf sich dem Prinzen an die Brust und umarmte ihn ungestüm und mit Freudenthränen.

Pierre wendete sich zu dem Grafen La Châtre herum.

„Dies sind," sagte er, indem er auf Marcel zeigte, „dies sind die Söhne des Volks, welches Edelleute wie Laraguais geringschätzen und verachten."

Hierauf hob er zu dem jungen Manne gewendet, wieder an:

„Also, mein Freund, Sie haben Ihrer Schwester den Auftritt erzählt, dessen Zeuge Sie gestern bei Diderot waren?"

„Ja, Monseigneur."

„Haben Sie ihr alles gesagt?"

„Alles."

„Und was hat sie geantwortet?"

„Sie hat geweint, Monseigneur."

„Vor Kummer, sich so angegriffen zu sehen, nicht wahr?"

„Nein, Monseigneur, vor Freuden, sich so vertheidigt zu sehen."

„Haben Sie mich ihr genannt?“

„Konnte ich anders thun, Monseigneur?“

„Aber sie kennt mich wohl nicht?“

„Ich bitte um Verzeihung, Monseigneur, sie kennt Sie.“

„Wissen Sie das gewiß?“

„Sie hat mir es gesagt.“

„So, so!“ murmelte der Prinz und versank in Nachdenken.

Zum dritten Male, seitdem wir unsere Leser in das Hotel der Rue Culture-Saint-Catharine eingeführt, trat der alte Kammerdiener in das Zimmer, in welchem die Personen dieser Scene sich befanden.

Auf einem zinnernen Teller, der so blank geputzt war, daß er dem Silber täuschend ähnlich sah, brachte er einen großen dicken Brief, den er dem Prinzen ehrerbietig darreichte, indem er sagte:

„Ein sehr eiliger Brief, der in diesem Augenblicke eingegangen ist.“

Pierre de Courtenay nahm den Brief von dem Teller.

Er war mit einem großen rothen Siegel verschlossen, das Wappen schien aber absichtlich verwischt worden zu sein, während das Siegellack noch warm gewesen war.

Dennoch kam es dem Prinzen vor, als wenn er unter diesen verworrenen Linien das Wappen seines Hauses erkannte.

„Sie erlauben,“ sagte er zu dem Grafen La Châtre gewendet.

„Ich bitte, ich bitte!“ rief Letzterer.

Pierre riß sehr neugierig das Couvert auf.

Ein viereckig zusammengefaltetes Papier fiel heraus und gleichzeitig eine große Anzahl Billets au porteur von den Generalpächtern unterzeichnet, was die Bankbillets der damaligen Zeit waren.

Der Prinz schlug das Blatt auseinander und durchlief rasch den Inhalt.

So wie er weiter las, malte sich ein immer größeres Erstaunen auf seinem Antlitz.

Als er fertig war, zählte er die Kassenbillets.

„Seltsam!“ murmelte er, „unbegreiflich!“

„Was giebt es denn?“ fragte der Graf von La Châtre; „haben Sie eine plötzliche Erbschaft gemacht, lieber Prinz?“

„Hören Sie,“ antwortete der Prinz.

Und indem er den Brief, den er auf den Tisch gelegt, wieder zur Hand nahm, las er laut die folgenden Zeilen:

„Mein lieber Vetter,

„Ich bin alt, habe keine Kinder und bin, obschon Sie mich nicht kennen, Ihre nahe Verwandte.

„Es bekümmert mich mehr, als ich es sagen kann, Sie so fern von dem Platze zu sehen, den Sie einnehmen sollten und auf welchen Ihre Geburt, Ihre Eigenschaften und Vorzüge Ihnen ein so begründetes Recht geben.

„Müssen Sie denn unbekannt in Paris leben, während so viele Personen von weit geringeren Eigenschaften die Freuden von Versailles und des Hofes genießen?

„Ich kann eine so empörende Ungerechtigkeit nicht gestatten und will dieselbe durchaus beseitigen.

„Sie sind arm, mein lieber Vetter und ich bin reich. Sie sind jung und ich bin alt. Mein Alter verbietet mir alle Freuden, welche man in dem Ihrigen sucht.

„Erlauben Sie mir daher aus Rücksicht auf die zwischen uns bestehende Blutsverwandtschaft, Ihnen einen Theil von dem anzubieten, was für mich überflüssig, für Sie aber unbedingt nothwendig ist. Ueberdies ist dies nur ein Vorschuß auf eine Erbschaft, denn es ist mein fester Entschluß Ihnen in

meinem Testamente und in aller Form mein ganzes Vermögen zu vermachen.

„Am ersten Tage eines jeden Monats wird Ihnen demzufolge von mir eine Summe von viertausend Livres zugesendet werden und dies Mal, welches das erste Mal ist, sende ich Ihnen vierundzwanzigtausend Livres, welche vielleicht zu den unumgänglichen Kosten bei Einrichtung eines passenden Haushaltes ausreichen werden. Gegenwärtig, mein lieber Vetter, habe ich noch vollwichtige Gründe, mich Ihnen nicht zu erkennen zu geben. Diese Gründe können noch lange fortbestehen, eben so wie sie auch mit jedem Tage aufhören können zu existiren.

„Ich bitte Sie daher, keinen Schritt zu thun oder thun zu lassen, welcher den Zweck hätte, das Geheimniß zu durchdringen, in welches ich mich meiner Ansicht nach jetzt noch hüllen muß, das ist mein Wunsch und mein Wille.

„Ich beschwöre Sie, mein lieber Vetter, meine guten Gesinnungen in Bezug auf Sie nicht in Zweifel zu ziehen und bitte Gott, daß er Sie in seinen heiligen Schutz nehme.“

Eine Unterschrift fehlte gänzlich, nicht einmal ein Anfangsbuchstabe war zu sehen.

„Nun?“ fragte Pierre de Courtenay den Grafen von La Châtre, Sie haben gehört — was sagen Sie dazu?“

„Meiner Treu,“ entgegnete der Graf, „ich sage, daß Sie da eine sehr bewundernswürdige und schätzenswerthe unbekannte Verwandte haben und daß ich, selbst wenn sie mit den Courtenays sehr weitläufig und vielleicht von der linken Hand her verwandt sein sollte, Ihnen doch rathe, Sie ohne weitern Anstand als die Ihrige anzuerkennen. Empfangen Sie meine Glückwünsche, mein lieber Prinz. Es stand einmal da oben geschrieben, daß das Glück Ihnen heute lächeln würde.“

„Aber ich habe noch nicht gesagt, daß ich es annehme,“ antwortete Pierre.

„Wie! wie!“ rief der Graf, „was wollen Sie damit sagen?“

„Bedenken Sie, daß ich nicht weiß, aus welcher Quelle dieses Geld eigentlich kommt.“

„Wie, Sie wüßten es nicht? Sie wissen es ja im Gegentheil ganz genau. Diese lobenswerthe Quelle ist eine alte respektable Verwandte. Das bezeugt ja ihr Brief.“

„Kann ich aber wohl an eine Verwandtschaft glauben, von der ich niemals ein Wort gehört?“

„Was kommt darauf an? Die Verwandtschaft kann nicht zweifelhaft sein, denn die ehrenwerthe Dame nennt Sie ja mein Vetter und setzt Sie zu ihrem Universalerben ein.“

„Sie haben gut reden, lieber Graf — alles dies ist noch nicht klar und ich weiß nicht, ob ich —“

„Wirklich, Sie machen mich ungeduldig,“ unterbrach ihn La Châtre. „Ihre Bedenklichkeiten, lieber Prinz, verdrehen Ihnen den Kopf. Ich glaube von Delikatesse auch etwas zu verstehen und erkläre bei meiner Ehre, daß die Ihrige keine vernünftige ist. Wenn Sie mir nicht glauben, so sehe ich Sie in meinem Leben nicht wieder an.“

„Wie hitzig!“ entgegnete Pierre lächelnd, „wohlan, vielleicht haben Sie recht, aber in einem so ernsten Falle sind zwei Rathschläge besser als einer. Ich werde sehen und mich befragen.“

„Nun, so sehen Sie und befragen Sie sich, aber ich erkläre im Voraus Alle für Narren und beschränkte Köpfe, die nicht meiner Meinung sind.“

Hierbei blieb das Gespräch stehen.

Herr von La Châtre nahm Abschied vom Prinzen und

Marcel entfernte sich, nachdem er noch einen Augenblick mit ihm geplaudert und tausenderlei Fragen in Bezug auf Nannetten beantwortet, mit freudigem Herzen.

Pierre de Courtenay befragte sich in der That, wie er zu Herrn von La Châtre gesagt hatte. Er wendete sich an zwei sehr ernste und sehr berühmte Personen, die in dergleichen Dingen competente Richter waren — den Grafen von Brosses und den Präsidenten von Montesquieu. Beide tadelten einstimmig das Uebermaß eines ohne Zweifel sehr lobenswerthen aber in einem solchen Falle ganz unrecht angewendeten Zartgefühls. Die Meinung dieser unwiderleglichen Autoritäten — eine mit der des Herrn von La Châtre übereinstimmende Meinung — überzeugte den Prinzen. Er nahm sein Glück nun getrosten Muthes hin.

Von nun an war seine Existenz eine ganz andere — er war reich.

Man sah ihn in der glänzendsten Equipage erscheinen — er präsentirte sich bei Hofe und der König empfing ihn mit unverkennbarer Gunst. Jeden Tag feierte er neue Triumphe.

Ein einziger Umstand nahm seine Freunde überaus Wunder — Pierre de Courtenay, jung, schön und gesucht wie er war, machte keiner Dame den Hof. So viel man wußte, hatte er nicht einmal eine Geliebte und alle Versuche, die man anstellte, um ihn in dieser Beziehung zu sondiren, blieben fruchtlos.

Fügen wir hinzu, daß jeden Morgen zur gewohnten Stunde Pierre de Courtenay in den Garten des Palais Royal kam, sich ohne ein Wort zu sprechen Nannetten näherte, einen

Strauß oder auch am häufigsten eine einfache Blume aus ihrem Korbe nahm, die er mit sechs Livres bezahlte und daß er während des ganzen übrigen Tages diesen Strauß in seiner Hand oder diese Blume in seinem Knopfloche trug.

Fünftes Kapitel.

Ein anonymer Rath.

Eines Morgens, eben als Nannette sich fertig machte auszugehen wie gewöhnlich, ward leise an ihre Thür gepocht.

„Wer ist da?“ fragte sie.

„Ich liebe Schwester,“ antwortete Marcels Stimme.

„Du kannst hereinkommen, lieber Bruder.“

„Ich bringe Dir etwas,“ sagte der junge Mann, nachdem er seine Schwester umarmt und verbarg die Hand hinter seinem Rücken.

„Was denn? was ist es?“

„Rathe.“

„O sage es mir lieber sogleich.“

„Wohlan, ich will Dich nicht lange schmachten lassen — es ist ein Brief, der mir ganz aussieht, wie ein Liebesbrief — er duftet von Moschus und Ambra.“

Indem er so sprach, überreichte er Nannetten ein kleines viereckiges geglättetes und parfümirtes Couvert.

Die Handschrift der Adresse schien mit Fleiß verstellt zu sein.

Anstatt eines Wappens enthielt das Siegel das Wort Mißtrauen.

„Wer hat Dir diesen Brief gegeben?“ fragte Nannette.

„Ein Diener ohne Livree, dem ich auf der Treppe begegnete, als ich hinuntergehen wollte. Sieh doch nach, was dieser Vogel singt.“

Nannette öffnete den Brief und las Folgendes:

„Mademoiselle,

„Ein unbekannter Freund, welcher sein Incognito zu bewahren wünscht, glaubt, Sie von einem gegen Sie angesponnenen Complott in Kenntniß setzen zu müssen. Heute Abend zu der Stunde, wo Sie das Palais Royal zu verlassen pflegen, sollen Sie durch die Leute des Grafen von Lauraguais entführt werden, der mit seinen Freunden gewettet hat, daß Sie noch heute Abend in seinem Landhause zu Fontenay-aux Roses mit ihm soupiren würden.

„Gehen Sie daher heute nicht in das Pailais Royal oder wenn Sie hingehen, so seien Sie vorsichtig und nehmen Sie zuverlässige Begleitung mit.

„Verachten Sie diesen Rath nicht, Mademoiselle, er hat seinen Grund in aufrichtiger Theilnahme.

„Klugheit und Vorsicht!“

„Welche Schändlichkeit!“ rief Marcel.

„Und wie ärgerlich,“ setzte Nannette hinzu.

„Was willst Du nun thun, Schwester?“

„Ich werde heute nicht ausgehen.“

„Also willst Du Dir wegen dieses verhaßten Grafen von Lauraguais Arrest auflegen?“

„Ich muß wohl.“

„Ach, wenn ich doch Edelmann wäre!“

„Und was würde dann geschehen?“

„Es würde weiter nichts geschehen, als daß ich den Grafen forderte und mich mit ihm schlüge bis ich ihn getödtet hätte.“

„Ich danke Dir, lieber Bruder," antwortete Nannette lächelnd.

Dann setzte sie hinzu:

„Wer kann mir nur diesen Brief geschrieben haben?"

Ohne Zweifel einer von den Freunden des Grafen, ein Edelmann, ein etwas besserer Edelmann als er."

„Das ist in der That wahrscheinlich."

„Es ist mir etwas eingefallen, liebe Schwester."

„Nun, so laß hören."

„Wenn ich nun meinen guten Freund, den Prinzen von Courtenay, hiervon in Kenntniß setzte — der könnte Dich wohl schützen — was sagst Du dazu?"

Nannette war plötzlich dunkelroth geworden.

„Das thue ja nicht," rief sie.

„Und warum nicht?"

„Der Prinz würde Herrn von Lauraguais vielleicht fordern."

„Und das mit Recht."

„Er würde dabei Gefahr laufen, einen bösen Degenstich zu erhalten —"

„Freilich, daran hätte ich nicht gedacht. Es wird besser sein, wenn ich nichts sage."

„Ja wohl, hundertmal besser. Unglücklicherweise aber kann dieses Complott, wenn es auch heute vereitelt wird, einen andern Tag zur Ausführung kommen — ich werde nun keinen Augenblick mehr Ruhe haben."

Marcel schlug sich vor die Stirn.

„Da fällt mir wieder etwas ein!" rief er.

„Etwas eben so Kluges wie das Erste?" fragte Nannette lächelnd.

„Etwas viel Besseres."

„Nun, und was ist es denn?“

„Morgen sollst Du es erfahren.“

„Heute wäre es vielleicht besser.“

„Nein, nein, morgen, eher nicht.“

„Wie Du willst, aber nur keine Thorheiten!“

„Sei unbesorgt. Versprich mir blos, daß Du den ganzen Tag keinen Fuß in das Palais Royal setzen willst.“

„O, dafür stehe ich.“

„Dann wirst Du also hier bleiben?“

„Nein, ich werde etwas Besseres thun.“

„Was denn?“

„Ich werde mir einen Fiaker holen lassen und mit unserer Mutter unsern Bruder Eustache, meine liebe Schwägerin und meine kleinen Neffen besuchen. Wir bleiben dort bis zum Abend und Eustache, der Soldat ist, wird uns wieder hierher zurückbringen.“

„Bravo, bravo! Ich werde den Fiaker selbst holen.“

„Aber erwartet man Dich nicht bei Herrn Panckoucke?“

„Man mag warten! einmal ist nicht oft. Ich habe nicht eher Ruhe, als bis ich Dich habe abreisen sehen.“

„Nun so geh, weil Du es einmal so willst!“

Marcel eilte fort.

Nach Verlauf einer Viertelstunde kam er wieder.

„Der „numerirte Wagen“, wie Herr Boileau Despreaux, mit dem Beinamen der Gesetzgeber des Parnaß, sagt, ist unten!“ rief er.

Nannette und Marie Jeanne Lollier waren bereit.

Marcel begleitete sie bis hinunter, öffnete ihnen den Schlag, wünschte ihnen glückliche Reise und schrie dem Kutscher die Adresse zu.

Das junge Ehepaar wohnte in der Rue des Menetriers.

Nachdem dies geschehen, ging Marcel, anstatt sich nach der Offizin zu begeben, in welcher die Encyclopädie gedruckt ward, wieder in das Zimmer seiner Schwester hinauf.

Seltsam!

Zwei Stunden nach diesem Augenblick trat Nannette, die Blumenhändlerin, die wir doch in Begleitung ihrer Mutter nach der Rue de Menetriers haben fahren sehen, ein wenig spät in den Garten des Palais Royal.

Noch seltsamer!

Das junge Mädchen war, als ob sie sich vorgenommen hätte, zu beweisen, daß sie den Rath des am Morgen abgegebenen anonymen Briefes verachte, diesmal nicht von ihren beiden großen Lakaien begleitet, die sie sonst niemals zu verlassen pflegten.

Im Laufe des Tages durchschritt der Graf von Lauraguais das Palais Royal, aber ohne sich Nannetten zu nähern.

Er bemerkte den so eben von uns erwähnten Umstand und murmelte, indem er sich die Hände rieb:

„Wahrlich, der Teufel ist mir günstig.“

Die Dunkelheit begann sich auf das damals sehr schlecht erleuchtete Paris herabzusenken, als Nannette sich entschloß, den Garten zu verlassen.

Sie begann sich nach der Rue Saint Honoré mit einer Langsamkeit zurückzubegeben, die wirklich berechnet erscheinen konnte.

An der Ecke der Straße gerieth sie plötzlich mitten in einen bedeutenden Wirrwarr hinein.

Zwei betrunkene Lastträger prügelten sich in dem Rinnsteine neben einer großen Carosse.

Ein Kreis von Neugierigen umgab sie.

Um vorbeizukommen war nur Platz für eine einzige Person auf einmal zwischen der Mauer und dem Wagen.

Nannette drängte sich in diesen schmalen Gang hinein.

Kaum war sie bis in die Mitte desselben gelangt, als die Thür des Wages sich öffnete.

Zwei große, starke Kerle, die sich in diesem Augenblicke hinter Nannetten befanden, faßten sie, hoben sie auf und setzten sie, ohne ihr das geringste Leid zuzufügen, in den Wagen, wo bereits eine Person wartete, deren Züge man in dem Halbdunkel nicht erkennen konnte.

Die Thür ward zugeschlagen und der Wagen rollte im gestreckten Galopp davon.

Nannette stieß einige Mal einen leichten Schrei aus und that als ob sie zum Wagenfenster hinausspringen wollte.

Abgesehen von diesen Manifestationen hielt sich jedoch ihre Verzweiflung in sehr vernünftigen Schranken.

Allmälig verstummte ihr Geschrei und man hörte nur noch ein unterdrücktes Schluchzen, was von einer gewissen Koketterie nicht frei war.

Nun glaubte der Mann, welcher mit Nannetten in dem Wagen saß und dem es nicht allzuviel Mühe gekostet hatte, das junge Mädchen festzuhalten, daß der Augenblick gekommen sei, sie vollständig zu beruhigen.

„Was fürchten Sie, reizende Nannette,“ sagte er in leidenschaftlichem und innigem Tone. „Es drohet Ihnen keine Gefahr! Sind Sie bei Ihrem Sklaven nicht in Sicherheit?“

„Bei meinem Sklaven? Sie?“ antwortete Nannette.

„Ohne Zweifel und zwar bei dem leidenschaftlichsten von allen!“

„Sie nennen sich meinen Sklaven und ich bin Ihre Gefangene!“

„Die einzigen Ketten, mit welchen ich Sie zu belasten gedenke, sind die einer zärtlichen, unterwürfigen Liebe.“

„Wenn Ihre Liebe unterwürfig ist, warum entführen Sie mich dann gegen meinen Willen?“

„Weil dies für mich das einzige Mittel ist, um Ihnen eine Flamme schildern zu können, deren Geständniß Sie bis jetzt zurückgewiesen haben.“

„Ich hätte das Geständniß Ihrer Flamme zurückgewiesen?“

Ja, Sie Grausame! zu reizende, zu verführerische und zu unmenschliche Tigerin!“

„Wer sind Sie denn, mein Herr, wenn ich fragen darf?“

„Ich bin das Opfer Ihrer stolzen Verschmähung, schöne Nannette! Der Märtyrer Ihrer schönen Augen — ich bin der Graf von Lauraguais.“

Sechstes Kapitel.

Das Landhaus zu Fontenay-aux-Roses.

„Ah, Sie sind der Graf von Lauraguais?“ antwortete Nannette mit einer für ihre Lage ganz außerordentlichen Kaltblütigkeit. „Wohlan, Herr Graf, Ihre Handlungsweise ist abscheulich.“

„Ach, ich weiß es wohl, aber ich habe eine Entschuldigung!“

„Und welche wäre dies?“

„Die Liebe.“

„Die Liebe? Ach, gehen Sie doch.“

„Es giebt nichts Lebendigeres, nichts Ungestümeres, nichts Exaltirteres, als meine Liebe zu Ihnen."

„Ich glaube kein Wort davon."

„Wobei wollen Sie, daß ich schwöre."

„Schwören Sie nicht. Die Liebe, Herr Graf, geht nicht auf diese Weise zu Werke."

„Und wie denn, Sie grausame Rosenkönigin?"

„Durch kleine Aufmerksamkeiten — durch Beständigkeit — durch Sanftmuth — durch Gelehrigkeit sucht man Herzen zu gewinnen. Wenn man so handelt, gefällt man, aber anders nicht."

„Würde ich denn, Sie jüngste Schwester der drei Grazien und leibliche Cousine der Göttin Venus, Aussicht haben, Ihnen zu gefallen, wenn ich Alles thäte, was Sie mir da sagen?"

„Vielleicht, Herr Graf."

„Wohlan, ich werde diese Lehre benutzen und in Zukunft —"

„Fangen Sie lieber sogleich an," unterbrach ihn Nannette.

„Das ist mein eigner Wunsch."

„Nun, so zeigen Sie sich unterwürfig und gelehrig — lassen Sie Ihren Wagen halten und setzen Sie mich in Freiheit."

„O Tigerin, Sie zerfleischen mir das Herz!"

„Sie weigern sich also?"

„Verlangen Sie alles von mir — alles in der Welt, nur dies nicht!"

„Aber wohin wollen Sie mich führen?"

„In mein Landhaus Fortenay=aux=Roses, in meinen kleinen Palast, dessen Königin Sie sein sollen."

„Und was gedenken Sie dort mit mir zu machen?"

„Ich gedenke Sie durch den Ausdruck der vollkommensten

Liebe zu rühren und Sie zu bewegen, mich glücklich zu machen."

„Ich zweifle, daß Ihnen das gelingen werde."

„O lassen Sie mir wenigstens die Hoffnung — um Sie zu besitzen, ist mir kein Opfer zu hoch!"

„Was verstehen Sie unter Opfer, Herr Graf?"

„Ich verstehe darunter, daß ich reich bin — unermeßlich reich und daß ich Sie bitte, mein Vermögen als das Ihre zu betrachten."

„Wer zu viel sagt, sagt nichts, Herr Graf — wenn es ein Anerbieten ist, was Sie mir zu machen beabsichtigen, so drücken Sie sich bestimmter aus."

„Ach, seht die kleine Schelmin," dachte der Graf, „wie sie ihrer Sache gewiß sein will! Wenn ich bedenke, daß um einer Tugend von diesem Kaliber willen dieser Dummkopf von Courtenay im Stande gewesen wäre, sich mit mir zu duelliren!"

Dann setzte er laut hinzu:

„Erstens, göttliche Nannette, biete ich Ihnen zum Austausch für ihr Herz hundert und fünfzig tausend Livres baar."

„Bah!" rief Nannette, „da habe ich schon zwanzig Mal ein weit größeres Anerbieten zurückgewiesen."

„Warten Sie nur, warten Sie nur," rief der Graf. „Ferner biete ich Ihnen dreitausend Livres monatlich für Ihre laufenden Ausgaben — ein kleines Hotel in Paris — ein Landhaus in der Bannmeile — Diamanten — einen Wagen — vier Pferde — einen dicken Kutscher — einen Schweizer — einen Koch — einen Kammerdiener — zwei Lakaien — einen kleinen Jockey und drei Kammermädchen — alles durch mich bezahlt und auf meine Kosten unterhalten."

„Na, das ist schon ein wenig besser," sagte Nannette.

„Nun, sind wir einig?"

„Wir müssen erst sehen.“

„Was?“

„Ich wünsche Bedenkzeit.“

„Sagen Sie doch lieber gleich Ja.“

„Nein, noch nicht. — Die Sache ist wichtig und verdient überlegt zu werden.“

„Und wenn werden Sie überlegt haben?“ schöne Nannette?“

„Heute Abend nach dem Souper — denn ich glaube doch, daß Sie mir ein Souper geben werden?“

„Ganz gewiß!“

„Aber keinesfalls unter vier Augen. Sie sind ein zu gefährlicher Mann, Herr Graf, als daß ich Gefahr laufen möchte —“

„Dieses Bedenken hatte ich vorhergesehen.“

„Und was haben Sie gethan?“

„Ich habe einige Freunde eingeladen.“

„Ah! Wir werden also in zahlreicher Gesellschaft sein?“

„Fünfzehn bis zwanzig Edelleute ungefähr.“

„Sehr schön.“

„Werden Sie, entzückende Hebe, sich herablassen, die Honneurs des Soupers zu machen?“

„Bedenken Sie, daß ich an dergleichen Dinge nicht gewöhnt bin.“

„Um desto mehr Grazie werden Sie entfalten.“

„In der That, Graf, man kann Ihnen nichts abschlagen.“

„Anbetungswürdig! anbetungswürdig!“ rief Herr von Lauraguais, indem er eine Hand, die man ihm nicht zu schnell wieder entzog, ergriff und an seine Lippen drückte.

Der Wagen hielt. Die Pferde waren geflogen wie der Wind und während der vorstehend mitgetheilten Unterhaltung

war man in Fontenay=aux=Roses vor dem Perron des Land=hauses des Herrn von Lauraguais angekommen.

Der Graf besaß ein halbes Dutzend Schlösser. Diese **Villa**, wie man heut zu Tage sagen würde, war ausschließ=lich den lustigen Soupers, den Orgien, den Schauspielabenden gewidmet, denn der Graf hatte hier ein reizendes kleines Theater und die Herren des Hofes kamen, eine Mode der Regentschaft fortsetzend, oft hierher, um in Gesellschaft ge=wisser Actricen von der italienischen Komödie und einiger Opernsängerinnen dramatisirte Sprüchworter aufzuführen.

Der Graf stieg zuerst aus und reichte Nannetten die Hand. Sie sprang leichtfüßig auf die erste Stufe des Perron.

Es war in diesem Augenblicke Abends acht Uhr. Da die Stunde des Soupers auf zehn Uhr festgesetzt war, so hatte sich noch keiner der Eingeladenen eingefunden.

Herr von Lauraguais benutzte diese Einsamkeit, um Nan=netten alle Wunder seines Landhauses zu zeigen.

Sie bewunderte allerdings, aber ohne Enthusiasmus, als ob sie ihr ganzes Leben mitten im Glanz und Luxus zuge=bracht hätte.

„Fürwahr,“ sagte der Graf bei sich selbst, „die Kleine wird in ihren Ansprüchen eben nicht bescheiden sein.“

Nachdem Herr von Lauraguais Nannetten auf diese Weise umhergeführt hatte, geleitete er sie in ein sehr großes, ziemlich seltsames Gemach.

Dieses Zimmer stand nach der einen Seite mit dem Speisesaal und nach der andern nach den Coulissen des Theaters in Verbindung.

In der Mitte stand eine ungeheuere prachtvolle Toilette mit Spitzenvorhängen und allen dazu gehörigen Gegenständen von Silber und vergoldet.

Rings herum sah man an den Wänden eine Masse Kleider von allen Formen und Schnitten hängen. Es waren dies die für die Actricen, welchen dieses Zimmer als Garderobe diente, bestimmten Costüms und Verkleidungen.

Nannette überschaute sie mit raschem Blick und ein verstohlenes Lächeln umspielte ihre reizenden Lippen.

Auf einem großen neben der Toilette stehenden vergoldeten Armsessel lag ein Gewand von wundervollem Stoff, welches einer Königin würdig zu sein schien.

„Reizende Nannette,“ sagte der Graf, „ich habe geglaubt daß es Ihnen vielleicht conveniren würde, heute Abend Ihre Reize durch ein etwas weniger einfaches Costüm, als Ihr alltägliches ist, zu erhöhen, und ich habe daher dieses Kleid fertigen lassen. Wie finden Sie es?“

„Sehr schön,“ antwortete Nannette.

Der Graf öffnete das Schubfach der Toilette.

Er nahm hieraus mehrere Kästchen, die mit den schönsten Schmucksachen gefüllt waren.

„Sobald als diese Juwelen,“ sagte er, Ihren reizenden Hals berührt haben, gehören sie Ihnen. Sie werden sich doch nicht weigern, sich damit zu schmücken, nicht wahr?“

„Nein, gewiß nicht, Herr Graf.“

„Anbetungswürdig! anbetungswürdig!“ wiederholte er. Dann setzte er hinzu: „Die Zeit vergeht — unsere Gäste können jeden Augenblick kommen — ich werde Ihnen Ihre Frauen schicken.“

„Meine Frauen? Wozu?“

„Nun, um Sie anzukleiden.“

„Herr Graf, ich kleide mich stets allein an.“

„Wirklich?“

„Es ist eine Gewohnheit, eine Manie, was Sie wollen — aber ich gehe nicht davon ab.“

„Gott behüte mich, Ihnen in irgend etwas entgegen zu sein. Ich lasse Sie allein. Wenn Sie etwas bedürfen, so machen Sie von dieser kleinen Klingel Gebrauch und man wird sofort herbeieilen. Ich gehe — aber vorher göttliche Grausame werden Sie mir doch einen Kuß auf Ihre Rosenlippen gestatten?“

„Später, Herr Graf, später.“

„Aber wann?“

„Nach dem Souper.“

„Wirklich?“

„So wahr ich Nannette heiße.“

„Wohlan, ich begnüge mich mit diesem Versprechen, welches mich berauscht — aber verlieren Sie ja keinen Augenblick.“

„O, ich werde fertig sein, ehe die Stunde schlägt.“

Herr von Lauraguais sendete mit seinen magern gelben Fingern Nannetten noch ein halbes Dutzend Kußhändchen zu.

Dann drehete er sich auf seinen rothen Absätzen herum und entfernte sich, indem er das Wesen eines jungen Menschen affectirte.

Kaum hatte er die Thür hinter sich geschlossen, so sank Nannette auf einen Sessel nieder und ließ endlich dem homerischen Gelächter freien Lauf, welches sie schon seit langer Zeit kaum noch im Stande war zu unterdrücken.

Mittlerweile trafen die Gäste des Grafen ein.

Schon hatte eine gewisse Anzahl Carossen die Repräsentanten der vornehmsten und berühmtesten Namen Frankreichs vor dem Perron abgesetzt.

Herr von Lauraguais empfing sie in einem kleinen Salon, der an den Speisesaal stieß.

Unter diesen Gästen befanden sich mehrere unserer Bekannten — der Marquis von Louvois — der Graf de La Châtre — Diderot — Herr von Marmontel — der Herzog von Nivernais u. s. w.

Bald waren alle Eingeladenen zur Stelle, mit Ausnahme eines einzigen.

Nun aber begann Herr von Lauraguais offenkundige Anzeichen von Unruhe zu verrathen.

„Wen erwarten Sie denn noch, lieber Graf?“ fragte ihn einer der Gäste.

„Ich erwarte den Prinzen von Courtenay,“ antwortete er, „und um fünfzigtausend Livres wollte ich nicht, daß er heute Abend sein Wort nicht hielte.“

Siebentes Kapitel.

Eine Verwandlung.

Die Ungewißheit und Unruhe des Herrn von Lauraguais war nicht von sehr langer Dauer.

Kaum hatte er die Worte ausgesprochen, mit welchen wir das letzte Kapitel beendeten, so hörte man das Rollen eines Wagens, der rasch den feinen Sand des Einganges durchfurchte und vor dem Perron Halt machte.

Eine Secunde später meldete ein Kammerdiener:

„Monseigneur, der Prinz von Courtenay.“

„Das ist mir lieb,“ murmelte der Graf. „Mein Triumph wäre mir in seiner Abwesenheit weniger vollständig erschienen.“

Und er eilte dem so ungeduldig erwarteten Gast entgegen.

„Lieber Prinz," rief er, „endlich sind Sie da! Wenn Sie wüßten, wie wir alle Sie herbeigewünscht haben!"

„Habe ich mich verspätet, Herr Graf?" fragte Pierre ziemlich kalt.

„In Bezug auf die bestimmte Stunde allerdings nicht, aber unserer Ungeduld gegenüber doch ein wenig."

„Sie sind in der That sehr höflich."

„Ihnen gegenüber, mein Prinz, niemals — wenigstens niemals genug. Und dann fürchtete ich —"

„Was denn?"

„Daß Sie heute Abend gar nicht kämen."

„Ich hatte es ja versprochen."

„Allerdings, aber ich dachte an einen gewissen Wortwechsel —"

„An einen Wortwechsel?" wiederholte der Prinz mit der Miene eines Menschen, welcher nicht begreift.

„Ja wohl — bei Diderot — besinnen Sie sich nicht mehr?"

„Nein, in der That nicht."

„Es betraf eine übrigens ganz unbedeutende Sache — wir sprachen von Nannetten, der schönen Blumenhändlerin — von der Perle des Palais Royal —"

Herr von Courtenay runzelte ein wenig die Stirn.

„In der That," sagte er, „da bei jenem Wortwechsel der Vortheil mir nicht auf Ihrer Seite zu sein schien, so habe ich, offen gestanden, nicht wieder daran gedacht."

„Allerdings muß ich zugeben, daß Sie mich an jenem Tage geschlagen haben, lieber Prinz, seitdem aber —"

Herr von Lauraguais stockte.

„Nun, seitdem?" fragte Pierre.

„Glaube ich, daß sich Ihre Meinung ein wenig geändert haben wird.“

„Und weshalb glauben Sie das, Herr Graf?“

„Sollte ich mich täuschen?“

„Ganz gewiß.“

„Wie, auch heute würden Sie wieder als Vertheidiger der Tugend der schönen Nannette Lollier auftreten?“

„Mehr als je.“

„Aber wenn Ihnen nun Jemand sagte, daß diese makellose Blume, dieses Muster von Tugend und Keuschheit, im Begriff steht, ihren Blumenhandel aufzugeben, um eine unserer Frauen nach der Mode, die anerkannte Maitresse eines vornehmen Herrn zu werden —“

„So würde ich antworten, daß dieser Jemand gelogen hat.“

„Wenn aber dieser Jemand sich erböte, zu beweisen, was er behauptet?“

„So würde ich ihn auffordern, es zu thun.“

„Und wenn er es thäte?“

„Wenn er es thäte!“ rief der Prinz mit einer plötzlichen Anwandlung von Wuth.

Er mäßigte sich sofort wieder und setzte hinzu:

„Nein, das ist ja unmöglich.“

Während dieses Gesprächs hatten die Lakaien die Flügelthüren des kleinen Salons und des Speisesaals geöffnet. Letzterer war durch zwanzig Candelaber tageshell erleuchtet und bot den prachtvollen Anblick einer splendid servirten Tafel, die von Gold, Silber und Krystall funkelte.

„Meine Herren,“ sagte der Graf von Lauraguais, „das Souper erwartet uns. Ich bitte Sie, sich zur Tafel zu begeben.“

Jeder nahm Platz, aber schweigend und zerstreut.

Fast instinktartig fühlte man, daß etwas Seltsames geschehen werde. Der Graf von Lauraguais allein blieb stehen.

„Es bleibt mir nur noch übrig," hob er an, „Ihnen Jemanden vorzustellen, die Königin des Festes — sie, die heute Abend alle Honneurs meines kleinen Hauses machen will."

„Wer ist denn diese Königin?" fragte eine Stimme.

„Mademoiselle Nannette Lollier," antwortete der Graf lächelnd.

Der Prinz von Courtenay ward leichenblaß.

Er sprang auf, legte die Hand an den Griff seines Degens und rief:

„Dies, Herr Graf, ist eine neue Lüge. Mademoiselle Lollier ist nicht hier! — sie kann nicht hier sein, und ich werde sie, wenn es sein muß, mit dem Degen in der Faust gegen alle Verleumdungen vertheidigen."

„Wie Sie wollen, lieber Prinz," antwortete Lauraguais lachend, indem er auf die Thür des Garderobezimmers zuschritt, — „wie Sie wollen. Ziehen Sie einstweilen immer blank — die Perle des Palais Royal wird Ihnen wie sich geziemt danken, daß Sie als ein so warmer Vertheidiger für sie auftreten."

Und mit diesen Worten öffnete der Graf die Thür und setzte hinzu:

„Kommen Sie, göttliche Nannette, kommen Sie, und zeigen Sie sich unseren geblendeten Augen."

Er hatte diese Worte noch nicht ausgesprochen, so prallte er betäubt, wüthend, verwirrt und beschämt zurück.

Durch die geöffnete Thür war ein junger Mann eingetreten, der die Gäste auf anmuthige und höfliche Weise begrüßte.

Es war in einem Costüm aus der Zeit Ludwigs XIII. der allerliebste Page von der Welt. Er trug sein himmel-

blaues, mit silbergrauen Bändern geziertes Wams, seinen kleinen Stoßdegen und seinen schwarzsammetnen, mit Gold gestickten spanischen Mantel mit einem cavaliermäßigen Anstande, der geeignet gewesen wäre, den Frauen die Köpfe zu verdrehen.

Ein ironisches Lächeln umspielte seine rosigen, lieblich geformten Lippen.

„Wenn ich recht gehört habe, lieber Graf," sagte er zu Herrn von Lauraguais gewendet, „so verleumdeten Sie jetzt abermals die Tugend Nannetten's, der Blumenhändlerin, der Perle des Palais Royal. Wohlan, wie Sie wollen — ziehen Sie blank — nicht wahr, das sagten Sie. Wie Sie sehen, bin ich auch bewaffnet, und Niemand wird mir das Recht bestreiten, meine Schwester zu vertheidigen.

Und während der Page dies sagte, schwang er seinen kleinen Degen.

„Seine Schwester!" wiederholten alle Gäste.

„Marcel!" rief Pierre von Courtenay, indem er auf ihn zueilte und ihn bei der Hand faßte, die er ihm innig drückte.

„Ja, Monseigneur," antwortete der junge Mann, „Marcel, der Ihnen noch einmal dankt."

Dann wendete er sich zu Lauraguais, der vor Erstaunen und Wuth unbeweglich und stumm dastand, und setzte hinzu:

„Aber welche traurige Figur spielen Sie da, mein lieber Graf! Um Gottes Willen, ermannen Sie sich doch ein wenig. Ihre Netze waren sehr gut gespannt und wenn Sie anstatt der Taube den Tauber gefangen haben, so ist das kein großes Unglück — die besten Vogelsteller irren sich zuweilen.

Dieses Witzwort ward von der ganzen Tafel mit unermeßlichem Gelächter begrüßt.

Der Graf von Lauraguais hätte gern hunderttausend Livres

darum gegeben, wenn er in diesem Augenblicke hundert Fuß tief unter der Erde gewesen wäre.

Er sah sich vom nächstfolgenden Morgen an von aller Welt auf alle nur mögliche Weise verspottet und verhöhnt. Sein Abenteuer mußte wenigstens einen ganzen Monat lang Stoff für die öffentliche Unterhaltung liefern.

Marcel hob wieder an:

„Meine Herren, es wäre nicht recht von mir, wenn ich die Hoffnung des guten Grafen täuschen wollte. Er hat sich von mir versprechen lassen, daß ich die Honneurs seines Soupers machen will. Er rechnet darauf. Ich werde Wort halten."

Und in der That setzte sich der junge Mann ohne weitere Umstände auf den Ehrenplatz.

„Wohlan, lieber Graf," sagte er hierauf, „setzen Sie sich — hierher, mir gegenüber. Sie sehen, daß wir nur noch Sie erwarten. Beweisen Sie uns, daß Sie zu trinken verstehen und wir werden, so lange es Ihnen beliebt, die Gesundheit meiner Schwester ausbringen. Es wird dies, wie mir scheint, nicht verfehlen, Ihnen ein gewisses Vergnügen zu bereiten."

Der Graf schäumte vor Wuth, aber die Furcht, sich noch lächerlicher zn machen, hielt ihn ab, loszubrechen.

Er setzte sich in der Hoffnung, bald das Ende der Züchtigung herbeikommen zu sehen, die er erdulden mußte.

Marcel aber war nicht aufgelegt, ihn zu schonen, und die immer höher steigende Heiterkeit der Gäste äußerte auf seinen beißenden Spott die Wirkung unzähliger Spornstiche.

„Wissen Sie wohl, meine Herren," fuhr er fort, „daß ich Sie auch bald werde ersuchen können, die Soupers in meinem Landhause mit Ihrer freundlichen Gegenwart zu beehren — denn ich werde auch ein Landhaus haben. Er ist so reich und so freigebig, dieser gute Graf! — Hören Sie und urtheilen

Sie selbst! — Er giebt mir zum Anfange und schon morgen früh — es ist dies eine gerechte Entschädigung für das Vergnügen, welches er in diesem Augenblick empfindet — hundert und fünfzig tausend Livres baar. — Dies ist aber noch nicht Alles und es kommt noch besser. Dieser Summe fügt er noch hinzu: dreitausend Livres monatlich für meine kleinen Ausgaben — ein kleines Hotel in Paris — ein kleines Haus in der Bannmeile, zu Passy, zu Auteuil, zu Baugirard oder wo ich sonst will — Diamanten — einen Wagen — vier Pferde — einen dicken Kutscher (wenn er nicht dick ist, so mag ich ihn nicht) — einen Schweizer — einen Koch — zwei Lakaien — einen kleinen Jockey und drei Kammermädchen — Thiere und Menschen, wohlverstanden, auf Kosten des lieben Grafen angeschaft und unterhalten. Und wissen Sie, was dieser neue und herrlichste Jupiter für dies alles von mir verlangt? Mein Gott, weiter nichts, als daß ich bei ihm die Stelle eines Ganymed bekleide!"

Dieser neue Witz ward abermals mit schallendem Gelächter aufgenommen.

Herr von Lauraguais fühlte sich einer Ohnmacht nahe.

Endlich war das Souper zu Ende.

In dem Augenblick, wo Alle sich von der Tafel erhoben, rief Marcel:

„Ach, lieber Graf, sagen Sie doch, soll ich in Ihrem Hotel oder bei Ihrem Banquier morgen früh meine hundertfünfzigtausend Livres und das erste Vierteljahr der Pension, welche Jupiter seinem Ganymed ausgesetzt, erheben lassen?"

Dies war der Gnadenstoß.

Die Gesichtsfarbe des Grafen ging von Gelb in Grün und von Grün in Dunkelviolett über.

Er fühlte, daß ihm ein Schlaganfall drohe, wenn er seiner Wuth nicht auf der Stelle Luft machte.

Demzufolge näherte er sich Herrn von Courtenay und sagte zu ihm:

„Wenn ich mich recht entsinne, Prinz, so haben Sie sich kurz zuvor, ehe wir uns zu Tische setzten, gegen mich einiger ziemlich anzüglichen Worte bedient.“

„Herr Graf,“ antwortete Pierre in stolzem Tone, „ich habe einfach gesagt, daß Sie lügen, und Sie sehen, daß ich Recht hatte.“

„Das ist möglich, aber wenn ich auch lüge, so liebe ich doch nicht, daß man mir es sage.“

„Und ich — sehen Sie den Unterschied! — ich sage, ich liebe es, Denen, welche lügen, zu sagen, daß sie dies thun.“

„Mein Prinz, nehmen Sie ihre Worte zurück?“

„Im Gegentheil, ich bleibe dabei stehen.“

„Dann verlange ich Satisfaction.“

„Wie Sie wollen und wann Sie wollen. — Ich stehe ganz zu Ihren Befehlen.“

„Wohlan, dann bitte ich, sogleich.“

„Ich bin vollkommen bereit.“

Ein Rencontre mit dem Degen zwischen zwei Edelleuten war damals etwas so Gewöhnliches, daß es keinem der Gäste zu Fontenay-aux-Roses auch nur einfiel, zu interveniren.

Die Nacht war prachtvoll und kein Lufthauch bewegte die Blätter der Bäume.

Der Graf und der Prinz gingen mit einander in den Garten hinunter — begleitet von vier Zeugen und gefolgt von Dienern, welche Fackeln trugen, um den beiden Gegnern zu leuchten.

Diese warfen ihre Röcke auf den Rasenplatz dem Hause gegenüber und der Kampf begann.

Pierre de Courtenay und der Graf Lauraguais waren als Fechter von ziemlich gleicher Stärke.

Nur hatte der Prinz vor seinem Gegner den ungeheuern Vortheil voraus, daß er seine ganze Kaltblütigkeit bewahrte, während der zu lange verhaltene Zorn des Herrn von Lauraguais ihn blendete und seine Muskeln und Nerven zittern machte.

Nach einigen Gängen durchstach der Degen des Herrn von Courtenay den Vorderarm des Grafen, welcher seine Waffe fallen ließ und die Besinnung verlor.

„Der arme Graf," sagte Marcel, der an einem Fenster des Speisesaales in Gesellschaft der übrigen Gäste dem Duell zugesehen hatte und die innigsten Wünsche für den Prinzen von Courtenay zum Himmel emporschickte, „der arme Graf! Doch was, man muß ihn nicht allzusehr beklagen — es wird ein heilsamer Aderlaß für ihn sein."

Während man den Herrn des Hauses auf sein Bett trug und die Diener nach allen Seiten forteilten, um einen Wundarzt herbeizuholen, machten sich die Edelleute und Schriftsteller, welche an dem Souper theilgenommen, auf den Rückweg nach Paris.

Pierre de Courtenay bot Marcel einen Platz in seinem Wagen an, um ihn in die Wohnung seiner Eltern zu bringen.

Brauchen wir wohl erst zu sagen, daß der junge Mann dieses Anerbieten mit freudigem Herzen annahm?

Achtes Kapitel.

Eine Unterredung.

Es war ungefähr drei Uhr Morgens als der Wagen des Prinzen von Courtenay in der Rue St. Honoré vor dem Hause, welches die Familie Lollier bewohnte, Halt machte.

Marcel stieg aus, immer noch in das Pagencostüm gekleidet, welches er den nächstfolgenden Tag in das Hotel des Grafen von Lauraguais zurückzuschicken gedachte.

Er drückte dem Prinzen die Hand zum letzten Male und trat in die Hausflur.

Wir sagen in die Hausflur, denn damals waren noch sehr wenig Häuser mit Thoren versehen.

Aus diesem Grunde bedurfte man auch keine Thürhüter. — Glückliche Zeit!

Von den Lolliers war Niemand zu Bett.

Die unerklärliche Abwesenheit Marcels, eines sonst sehr pünktlichen nnd ordnungsliebenden Jünglings, versetzte Alle in die größte Bestürzung.

Jeder hegte in Bezug auf ihn die bangsten Befürchtungen.

Marie Jeanne und Nannette besonders glaubten, er sei ermordet worden und schluchzten mit einander um die Wette.

Als er daher jetzt plötzlich zum Vorschein kam, entrang sich Allen ein Schrei der Freude und der Herzenserleichterung.

Die Mutter und die Schwestern Marcels wurden nicht müde, ihn weinend zu umarmen.

Nachdem die ersten Augenblicke dieser Aufregung vorüber waren, zog die Seltsamkeit seiner Kleider die Blicke auf sich und fesselte die Aufmerksamkeit. Wie ging es zu, daß der junge Buchdruckerlehrling sich auf diese Weise in einen Pagen verwandelt hatte? Was sollte das heißen? Diese Fragen wurden von einem halben Dutzend neugieriger Personen auf einmal ausgesprochen.

Marcel mußte warten, bis dieses Fieber der Neugier sich ein wenig gelegt hatte, ehe es ihm möglich ward ein Wort vorzubringen.

„Das heißt, liebe Schwester," sagte er sich zu Nannetten wendend, „daß Du künftig so oft in's Palais Royal gehen kannst als Du willst und von dem Grafen von Lauraguais nichts mehr zu fürchten hast."

„Wie so? wie so?" fragte Nannette.

„Ach, das ist eine lange Geschichte."

„Nun so erzähle rasch — wir hören —"

Marcel begann in der That den Bericht über sein Abenteuer — ein Bericht, der zwanzig Mal durch Ausrufungen, die sich leicht errathen lassen, unterbrochen ward.

Als er fertig war, beeilten sich Alle, ihm Glück zu der Dreistigkeit, dem Witz und der Gewandtheit zu wünschen, die er hierbei an den Tag gelegt.

Die burleske Niederlage des Grafen von Lauraguais gab viel Stoff zu lachen.

Nannette aber war sehr bleich geworden als sie erfuhr, daß der Prinz von Courtenay sich um ihretwillen geschlagen hatte.

Einige Wochen nach den Auftritten, welchen wir unsere Leser haben beiwohnen lassen, plauderte der Graf von La Châtre mit Nannetten in dem Garten des Palais Royal.

Er schwatzte ihr tausenderlei Galanterien vor, welche die schöne Blumenhändlerin lachend anhörte. Der Marquis von Louvois näherte sich ihnen und, nachdem er einen Gruß mit beiden gewechselt, redete er Herrn von La Châtre an.

„Graf,“ sagte er, „weißt Du schon die Neuigkeit?“

„Das kommt darauf an — in Paris giebt es jeden Morgen eben so viel Neuigkeiten als Neuigkeitskrämer — Manche Leute reden einen mit den Worten an: Apropos, der König Heinrich IV. ist todt! Ist diese Neuigkeit neu oder alt?“ —

„Es ist eine neue Neuigkeit, eine wahre Neuigkeit,“ entgegnete der Marquis lachend.

„Nun, so laß hören.“

„Wohlan, unser gemeinsamer Freund, der arme Courtenay, ist wahnsinnig geworden.“

Nannette zuckte zusammen.

„Weiter nichts?“ fragte La Châtre.

„Mir scheint, als wäre das genug.“

„Ich habe ihn gestern Abend gesehen und bei völligem Verstande getroffen.“

„Der Anfall ist erst heute Morgen zum Ausbruch gekommen.“

„Und bei welcher Gelegenheit?“

„Bei Gelegenheit eines Heirathprojects.“

Nannette ward röther als die Nelken in ihrem Korbe.

„Was ist das für ein Scherz?“ fragte La Châtre.

„Es handelt sich hier durchaus nicht um einen Scherz — im Gegentheile kann nichts auf der Welt ernsthafter sein.“

„Nun, dann erkläre Dich; was giebt es?“

„Weiter nichts, als daß man Pierre eine der schönsten Partieen in Frankreich vorgeschlagen hat — einen vornehmen Namen und achthunderttausend Livres Renten — und er will auf dieses Anerbieten nicht eingehen.“

„Das ist unwahrscheinlich.“

„Aber es ist so.“

„Die Person, welche er heirathen soll, ist vielleicht alt und häßlich.“

„Das wirst Du selbst beurtheilen. Es ist Fräulein von Craon.“

„Wie? Die ist ja reizend! — achtzehn Jahr' und Augen, fast so schön, als die Nannettens.“

„Wohlan, was sagst Du dazu?“

„Ich sage, Du mußt nicht recht berichtet sein — niemals werde ich glauben, daß Pierre sein Glück auf diese Weise verschmähet.“

„Nicht recht berichtet!“ rief der Marquis von Louvois, „Niemand kann besser unterrichtet sein als ich.“

„Wie so?“

„Weil ich selbst beauftragt worden bin, die ersten Eröffnungen zu machen.“

„Und Pierre hat sich wirklich geweigert?“

„Rund und rein — vollständig — unwiderruflich.“

„Er wird sich anders besinnen.“

„Das glaube ich nicht — wenn Pierre einmal Nein sagt, so heißt dies eben nein!“

„Dann hast Du Recht — er hat den Verstand verloren.“

„Nun, siehst Du.“

„Aber welchen Grund führt er denn an?“

„Keinen.“

„Was? auch nicht ein Wort der Erklärung?“

„Nicht ein einziges. Abneigung gegen das Heirathen — das ist alles.“

„Dann verheimlicht er etwas.“

„Das glaube ich auch.“

„Ohne Zweifel eine Liebschaft. Nur der kleine Cupido ist im Stande, auf diese Weise ein sonst so solides Gehirn zu verdrehen.“

„Aber wen könnte er lieben?“ sagte Herr von Louvois, nachdem er einige Sekunden lang nachgedacht.

„Ja, wenn er nicht am Ende vielleicht für eine unserer Prinzessinnen von Geblüt brennt“ — entgegnete La Châtre lachend.

„Das bezweifle ich.“

„Aber dann?“

„Vielleicht liebt er eine unserer Modeschönheiten — eine Schauspielerin —“

„O Marquis, Du verläumdest Pierre!“

„Warum denn? Habe ich Dich nicht oft Dein Herz in den Coulissen der Oper verlieren sehen. Allerdings hast Du es immer sehr bald wieder aufgehoben, aber blos, um es ein wenig weiterhin wieder zu verlieren.“

„Aber zwischen Courtenay und mir ist ein großer Unterschied. Ich bin weiter nichts als ein Taugenichts, ein Wüstling, ein Schwelger. Der Prinz dagegen ist ein Weiser, ein Cato und das Laster flößt ihm Schrecken ein — sogar das Laster in Gazekleidern, mit weißen Schultern, schwarzem Haar und funkelnden Augen. Wenn Courtenay liebt, so wette ich darauf, daß nur ein eben so liebenswürdiges als keusches Weib der Gegenstand seiner Liebe sein kann. Vielleicht ist es eine verheirathete Frau.“

„Vielleicht — das ist möglich — wenn aber die, welche er anbetet, weder frei, noch Prinzessin, noch Millionairin ist und wenn sie unsern Freund wirklich liebt, so weiß ich, was sie eigentlich thun sollte und was ich an ihrer Stelle thun würde.“

„Was denn?“

„Ich würde zu ihrem Geliebten sagen: Sei frei! — vergiß mich — Heirathe Fräulein von Craon! Ich werde Dich stets lieben und Dich niemals wiedersehen!“

„Ach, das wäre in der That schön! Aber welches Weib würde diesen Muth haben?“

„Ein Weib, welches würdig ist, von einem Herzen wie das Courtenay's geliebt zu werden, muß dieser Aufopferung fähig sein. — Was sagen Sie dazu, reizende Nannette?“

„Ich, Herr Graf,“ antwortete die Blumenhändlerin mit der vollkommensten Unbefangenheit, „ich sage, daß ich ganz Ihrer Meinung bin.“

Damit hatte das Gespräch ein Ende.

Die beiden Edelleute entfernten sich.

An diesem Tage kehrte Nannette zeitiger als gewöhnlich nach Hause zurück und schloß sich während eines großen Theils des Abends in das kleine Boudoir ein, welches wir bereits kennen.

Neuntes Kapitel.

Die Wahl einer Blume.

Seit seinem Glückswechsel bewohnte Pierre de Courtenay die Rue Culture-Sainte-Catherine nicht mehr. Er hatte jetzt die erste Etage in einem der prachtvollen Hotels des Place Royale inne.

Am Morgen nach dem Tage, wo er dem Marquis von Louvois erklärt, daß er sich nicht verehelichen wolle, frühstückte der Prinz ganz allein in seinem Schlafzimmer.

Der alte Diener, von welchem wir schon mehrmals gesprochen, trat mit leisem Schritt herein.

Er setzte auf den kleinen Tisch ein bewunderswürdig schönes Kästchen von Schildkrot, mit Kupfer, Silber und Perlmutter beschlagen, und gleichzeitig überreichte er seinem Herrn auf einem (diesmal wirklich) silbernen Teller einen Brief und einen kleinen vergoldeten Schlüssel, der ohne Zweifel zu dem Kästchen gehörte.

Der Prinz nahm den Brief und betrachtete ihn aufmerksam, ehe er ihn öffnete.

Die Adresse war wiederum von der Hand jener alten Verwandten, welcher er seinen unerwarteten Reichthum verdankte.

Das Siegel zeigte überdies dasselbe halb verwischte Wappen, in welchem man jedoch das der Courtenay erkannte.

Das Couvert war dünn und enthielt diesmal weiter nichts als ein einfaches Blatt Papier.

„Das ist seltsam," dachte der Prinz, indem er die Augen auf das noch unverletzte Velincouvert heftete, welches er in seiner linken Hand hielt. „Das ist seltsam — mein Herz klopft — es ist mir, als hätte ich eine Ahnung — als wäre mein Schicksal in diesem Briefe enthalten!"

Einige Secunden lang zögerte er, das Siegel zu erbrechen. Endlich jedoch riß er, diese gewissermaßen abergläubische Anwandlung überwindend, das Couvert auf, schlug das Blatt auseinander und las Folgendes:

„Mein lieber Vetter!

„In diesem Augenblick wird mir eine Nachricht mitgetheilt,

deren vollkommene Richtigkeit ich unglücklicherweise nicht in Zweifel ziehen kann und die mir mehr Schmerz verursacht, als ich Ihnen sagen kann. Ist es wirklich möglich, daß Sie sich weigern, Fräulein von Craon zu heirathen?

„Bedenken Sie, daß diese fast unverhoffte Partie Alles vereinigt, was Sie und die, welche sich für ihr Glück interessiren, wünschen können. Fräulein von Craon ist jung und liebenswürdig, unermeßlich reich — ihr Name ist fast eben so berühmt als der Ihre und durch weithin verzweigte Wurzeln mit allen großen Namen und mit allen vornehmen Familien der Monarchie verwandt.

„O, ich weiß, was Sie mir antworten werden, mein armer Sohn; *Sie lieben eine Andere!*

„Ich bin alt — sehr alt, mein Vetter — ich bin mehr als drei Mal so alt als Sie — ich habe ein einziges Mal in meinem Leben geliebt und auf immer — ich habe hoffnungslos geliebt und weiß, was man leidet, wenn das Herz zerfleischt wird. Ich begreife daher nicht, was in Ihrer Seele vorgeht und glaube mich berechtigt, ein mahnendes Wort an Sie zu richten.

„Wenn man Prinz Pierre de Courtenay heißt, wenn man wie Sie königliches Blut in seinen Adern hat, dann gehört man sich nicht selbst — man ist nicht der unumschränkte Herr seines Lebens und seines Schicksals.

„Sie sind es Ihren Ahnen, Sie sind es Ihrem Lande schuldig, ein großes Geschlecht, ein Geschlecht von Helden nicht mit sich aussterben zu lassen.

„Sie sind es Ihren Kindern schuldig, ihnen eine Prinzessin von Craon zur Mutter zu geben und Ihrer Nachkommenschaft einen jener fürstlichen Reichthümer zu sichern, ohne

welche die glänzendsten Namen nur eine sehr schwer zu ertragende Bürde sind.

„Wenn die, welche Sie lieben, Ihrer Liebe würdig ist — und ich will nicht daran zweifeln — wenn sie — wie ich glaube — nicht Ihre Gattin werden kann und wenn sie läse, was ich Ihnen schreibe, so würde sie die Gesinnungen, welche ich hier ausdrücke, begreifen und theilen. Sie würde glücklich, sie würde stolz darauf sein, unerschrocken ihr Herz zu opfern und Ihnen ihre Zärtlichkeit als Brandopfer darzubringen. Sie würde Ihnen sagen, daß von Ihnen geliebt worden zu sein, ein so großes Glück ist, daß damit die ganze noch übrige Zeit eines Lebens ausgefüllt wird und sie würde Ihnen mit unheilbarem tiefen Schmerze, aber auch mit dem Bewußtsein einer erfüllten hohen Pflicht den Weg zum Altare zeigen.

„Dies, mein Sohn, sage ich Ihnen im Namen dieses Weibes — und ich weiß gewiß, daß sie mich nicht Lügen strafen wird.

„Wenn Sie Fräulein von Craon heirathen, so ist es unumgänglich nöthig, daß Sie Ihrem künftigen Haushalt etwas Anderes zubringen als eine ganz zufällige Pension, die von einem Tag zum andern aufhören könnte, ausbezahlt zu werden.

„Es wird Ihnen daher zugleich mit diesem Briefe ein kleines Kästchen zugestellt werden. Oeffnen Sie dieses Kästchen, Sie finden darin das Kapital der Rente, welche Ihnen am ersten jedes Monats durch meine Vermittelung ausgezahlt ward. Nehmen Sie auch für Ihre Gemahlin einige antike Schmucksachen an, welche ich diesem Gelde beifüge und die ich Sie bitte, zuweilen zum Andenken an Ihre alte unbekannte Verwandte zu tragen.

„Noch einmal, mein lieber Sohn, bitte und beschwöre ich

Sie, den letzten Tagen meines Lebens die einzige innige Freude zu bereiten, die sie noch genießen können. Ich werde glücklich sterben, wenn ich Sie mit Fräulein von Craon vermählen sehe.

„Wenn Sie, wie ich hoffe und wie ich so innig wünsche, einwilligen, so tragen Sie drei Tage hinter einander eine Nelke in dem Knopfloche Ihres Rockes.

„Wenn Sie sich dagegen weigern, so tragen Sie eine Rose.“

„Ach,“ sagte der Prinz, als er den Brief zu Ende gelesen hatte, „ich ahnte wohl, daß hierin mein Schicksal läge.“

Er faltete den Brief wieder zusammen — er steckte ihn in das zerrissene Couvert, dann ergriff er den goldenen Schlüssel und öffnete das Kästchen.

Es enthielt in Bons au porteur auf die Kasse der Generalpächter die runde Summe von einer Million.

Unter diesem Haufen kostbarer Lumpen befanden sich Diamanten von bedeutender Größe und dem reinsten Wasser, die einen Werth von wenigstens zwei bis drei hundert tausend Livres haben mußten. Die Fassung war altväterisch und die neueste dieser Schmucksachen mußte wenigstens ein Alter von hundert Jahren zählen.

Auf dem silbernen Schloß eines Armbandes sah man Spuren eines Wappens. Pierre bemühte sich, diese Spuren zu entziffern, aber er kam damit nicht zu Stande, denn das Wappen war ganz neuerdings mit der Spitze eines Messers nach allen Richtungen hin zerkritzelt und entstellt worden.

„Seltsam!“ wiederholte der Prinz, „seltsam!“

Er bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und versank in ein tiefes Nachdenken, welches beinahe eine Stunde dauerte.

Als er den Kopf wieder aufrichtete, war sein Gesicht ruhig und ein unendlich sanftes obschon wehmüthiges Lächeln umspielte seinen Mund.

Er legte die Diamanten auf den Boden des Kästchens, die Bankbillets auf die Diamanten und den Brief auf die Billets.

Er drehete zweimal den Schlüssel in dem kleinen Schlosse um, dann kleidete er sich an und ging aus, ohne seinen Wagen zu verlangen.

In dem Augenblick, wo er über die Schwelle des Hotels schritt, entschlüpften ihm fast unfreiwillig die Worte:

„Wohlan, der Würfel ist gefallen!“

Pierre de Courtenay schlug den Weg nach dem Palais Royal ein.

Am Abend vorher hatte Nannette Lollier, wie wir wissen, den Garten früher als gewöhnlich verlassen.

Diesen Morgen erschien sie daselbst schon Vormittags mit ihren Blumen wieder.

Nannette war bleich.

Ein mattblauer Ring um ihre Augenlider herum verrieth eine schlaflose Nacht oder ein geheimes Leiden.

Sie schien zerstreut und ihrer Gedanken nicht vollkommen mächtig zu sein.

Sie, die sonst so lebhaft, so freundlich und mit witzigen Antworten so rasch bei der Hand war, antwortete kaum und nur mit Mühe auf die Verse und Galanterien, welche ihr ein halbes Dutzend ihrer eifrigsten Anbeter vortrugen.

In der That, dies war nicht mehr Nannette, die Blumenhändlerin — das Palais Royal hatte an diesem Tage seine Perle verloren.

Entmuthigt durch den kalten Empfang, der ihnen zu Theil ward, entfernten sich die Elegants, indem sie sich unter einander fragten:

„Was hat denn Nannette?"

„Welcher böse Wind hat denn heute Morgen diese reizende Blume angehaucht?"

„Ist es eine vorübergehende Laune?"

„Ist es ein unbekanntes Uebel, was sie peinigt?"

„Vielleicht hat sie Vapeurs."

„Vapeurs, Chevalier! Ist Nannette denn eine Herzogin?"

„Ach, was da, die Grisetten haben heutzutage ihre Vapeurs eben so gut, als große Damen."

„Haben Sie bemerkt, daß ihre Wangen, die sonst gewöhnlich frisch sind, wie ihre Rosen, heute Morgen weiß sind, wie ihre Lilien?"

Und der Chor hob wieder an:

„Was hat denn Nannette?" u. s. w.

Mittlerweile war es Nannetten gelungen, sich zu isoliren, und das war es eben, was sie wollte.

Es litt sie nicht an einem Platze — sie ging mit bald raschem, bald unentschlossenem und gleichsam wankendem Tritte hin und her.

Zuweilen blieb sie stehen und setzte sich einige Minuten lang auf eine Bank. Dann begann sie wieder auf und ab zu gehen und ihr Blick irrte unaufhörlich von einem Ende des Gartens des Palais Royal bis zum andern, als ob sie Jemanden erwartete, dessen Ankunft sich verzögerte.

Ach, es war ja ein Urtheil über Leben oder Tod, was sie erwartete.

Endlich gewahrte sie von weitem eine bekannte Gestalt.

Eine Wolke flog über ihre Augen — es war ihr als müßte sie ohnmächtig niedersinken, und sie lehnte sich an einen Baum, um sich zu stützen.

Der Prinz von Courtenay kam auf sie zu.

Nannette, welche mit gesenkten Augen dastand, sah ihn nicht, fühlte aber ihn sich nähern.

Als sie begriff, daß er vor ihr stand, schlug sie langsam die Augen auf und überschaute ihn mit einem einzigen Blick vom Kopf bis zum Fuße.

Er trug in seinem Knopfloche weder Rose noch Nelke.

Der Prinz war eben so bleich wie die Blumenhändlerin und schien eben so aufgeregt zu sein, als sie.

Mit zitternder Hand überreichte ihm Nannette einen Strauß.

In diesem Strauße gab es, wie in dem Knopfloche des Rockes, den der Prinz trug, weder Nelke noch Rose.

Pierre de Courtenay ergriff den Strauß — betrachtete ihn lächelnd, legte ihn wieder in den Korb und sagte dann mit so leiser Stimme, daß Nannette ihn nur mit ihrem Herzen hören konnte:

„Mein Kind, wollen Sie mir eine Rose schenken?“

Nannette stieß einen schwachen Schrei aus und sank besinnungslos in die Arme des Prinzen.

Zehntes Kapitel.

Morgen!

Als Nannette wieder zu sich kam, sah sie sich in dem kleinen Boudoir mit der großgeblumten Tapete auf einem Sofa liegen und von ihrer Familie umringt.

„Was ist geschehen?“ murmelte sie, „und wie komme ich hierher? Ich entsinne mich nicht, was mir begegnet ist.“

Ihre Mutter und ihre Schwestern erzählten ihr eifrig und alle auf einmal, daß sie in dem Garten des Palais Royal ohnmächtig geworden sei, daß ein vornehmer Herr, der Prinz von Courtenay, sie in seinen Armen aufgefangen und, ohne einen Wagen zu verlangen, ohne sich von Jemandem helfen zu lassen, sie auf diese Weise bis in ihr Haus getragen habe.

Nannette vernahm mit Wonnefühl diese Mittheilung und fragte, was aus dem Prinzen geworden sei.

Man antwortete ihr, er habe den Ausspruch des Arztes abgewartet, den man in aller Eile herbeigeholt, und sich dann, nachdem er durch die Worte desselben vollständig beruhigt worden, entfernt, ohne zu sagen, ob er bald wiederkommen würde.

„Er wird wiederkommen,“ sagte Nannette bei sich selbst, indem sie die Hand auf's Herz drückte, „er wird wiederkommen, ich fühle es hier —“

Binnen weniger als einer Stunde verbreitete sich das Gerücht von dem der schönen Blumenhändlerin zugestoßenen Unfall in ganz Paris.

Nun kamen Edelleute, vornehme Herren, Philosophen, Encyclopädisten und sogar einige kleine Abbés, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen und sich bei ihr einschreiben zu lassen.

Einer von ihnen, der dreister war, als die Andern, erzwang den Eingang und nun folgte eine förmliche Invasion, eine Lawine von Besuchern, einer immer vornehmer und berühmter, als der andere.

Mitten unter diesem vornehmen Schwarme fehlte Pierre de Courtenay allein!

O, in diesem Augenblick war Nannetten's Herz wahrhaft das bewundernswürdigste Meisterstück der Liebe und ließ sich auch nicht den mindesten Theil des kostbaren Schmerzes entschlüpfen, den sie mit so viel Muth und Wonne in sich schloß.

Sie lächelte bei den Galanterien dieses Volkes von Marquis und Herzögen, die sich in ihre Wohnung drängten, wie zum Lever des Königs.

Und Marquis und Herzöge nahmen dieses sanfte zerstreute Lächeln für sich und fuhren fort, sich der größten Fadheiten schuldig zu machen, indem sie zugleich den Dichter Dorat zu Nannetten's Ehren plünderten.

Nannette aber besaß viel zu viel Geist und viel zu viel Liebe, als daß sie diese Leute hätte verstehen können.

Sie hörte nicht auf sie — sie begnügte sich mit ihrem Lächeln.

Denn im Grunde genommen war Nannette glücklich, sehr glücklich!

Was fehlte ihr?

Nichts, da der Prinz sich ja nicht vermählen wollte, da er ja sicherlich Nannetten liebte.

Aber was war die Zukunft dieser Liebe?

Hatte Pierre errathen, daß auch er geliebt ward? Stand zu erwarten, daß er diese Liebe nicht mißbrauchen würde?

An alles dies wollte Nannette nicht denken.

Die Stimme ihres Bruders Marcel, der ihr ganz leise in's Ohr flüsterte, kam ihr vor wie eine jener Stimmen, die man in einem Traume hört.

Marcel hatte, um sich ihr zu nähern, sich durch die vergoldeten Höflinge hindurchgedrängt.

Nannette zuckte zusammen und horchte.

„Liebe Schwester,“ sagte Marcel zu ihr, „ich habe soeben unsern Freund, den Prinzen von Courtenay gesprochen.“

„Wo?“ fragte Nannette begierig.

„In dem Vorzimmer — er kam, um sich nach Dir zu erkundigen — ich habe ihm geantwortet, daß es mit Dir immer besser ginge.“

„Und warum ist er nicht hereingekommen?“

„Er sagte, es wären zu viel Leute bei Dir, und er wollte sich nicht unter diese Menge mischen.“

„O,“ dachte Nannette, „Du hast wohl daran gethan, mein Prinz, denn Du wohnst allein in meinem Herzen.“

Am nächstfolgenden Tage früh, in dem Augenblick, wo Nannette mit ihrer Toilette fertig war, trat ihr Kammermädchen ein, um ihr zu melden, daß der Prinz von Courtenay um die Ehre bäte, von ihr empfangen zu werden.

„Laß Monseigneur in das Boudoir eintreten,“ antwortete

sie mit einer Stimme, welcher sie Festigkeit zu geben bemüht war, „und sage ihm, daß ich in wenigen Augenblicken die Ehre haben werde, seine Befehle zu vernehmen.“

Das Kammermädchen entfernte sich wieder.

Nannette begriff, daß der entscheidende Augenblick nahe sei, daß die feierlichste Stunde ihres Lebens schlagen werde.

Sie kniete nieder und schickte ein kurzes, aber inbrünstiges Gebet zu Gott empor.

„Schütze mich, mein Gott,“ sagte sie, „komm meiner Schwachheit zu Hülfe, denn wenn Du mir nicht beistehst, vermag meine Kraft nichts.“

Nannette erhob sich wieder und warf einen Blick in den Spiegel. Sie war schön wie ein Engel, aber bleich wie der Tod, und diese Blässe erhöhete noch ihre Schönheit, indem sie ihr das Gepräge des Phantastischen und Außergewöhnlichen aufdrückte.

Ihr Costüm war an diesem Tage nicht das, welches sie gewöhnlich trug. — Da sie nicht nach dem Palais Royal zurückzukehren gedachte, so war sie ganz weiß gekleidet wie eine Braut.

Sie lenkte ihre Schritte nach dem Boudoir, aber ihre Hand zitterte so, daß sie sich genöthigt sah, zweimal wieder zurückzutreten, ehe sie die Thür öffnete.

Pierre de Courtenay stand im Zimmer und erwartete sie.

Auch er war bleich.

Auf seinem schönen, ernsten und gefaßten Antlitz lag der Ausdruck eines festen Entschlusses.

Eine unermeßliche, unendliche Liebe funkelte in seinem Blick.

Er kam Nannetten entgegen — er faßte sie bei der Hand — er führte sie bis an einen Sessel, nahm ihr gegenüber Platz

und sagte dann mit bewegter, aber gleichwohl fester und sicherer Stimme:

„Ich habe Alles verstanden, Mademoiselle — ich habe in Ihrem Herzen gelesen, so wie Sie in dem meinen gelesen haben."

Eine Blutwoge stieg aus Nannetten's Herzen auf ihre Stirn — sie verbarg zwischen ihren beiden weißen Händen ihr erröthendes Antlitz.

Der Prinz fuhr mit jener Einfachheit des Tones und der Worte, welche seiner kürzesten Rede einen so hohen Werth gab, fort:

„Ich liebe Sie, Mademoiselle, seit dem Tage, wo ich Sie zum ersten Male gesehen habe. — Von diesem Tage an habe ich Ihnen unüberwindlich und auf immer mein Leben, meine Seele, alle meine Gedanken gewidmet — nicht jedoch ohne zu kämpfen, Mademoiselle — denn ich habe viel und lange gegen mein eigenes Herz gekämpft, dessen unüberlegte und gewissermaßen gezwungene Hingebung ich fürchtete. Ich kannte Sie damals noch nicht, oder vielmehr, ich kannte von Ihnen weiter nichts, als Ihre engelgleiche Schönheit. Es war dies genug, um Sie zu lieben, aber nicht, daß diese Liebe frei von Unruhe und Furcht wäre, denn ich betrachte es als das größte Unglück, welches einem rechtschaffenen Manne, mag er sein, wer er wolle, begegnen kann, wenn er sein Leben einem Weibe widmet, welches der keuschesten Zärtlichkeit und der heiligsten Ehrerbietung unwürdig ist."

Der Prinz schwieg einige Augenblicke.

Nannette hörte ihn betäubt, berauscht an, indem sie die Augen niederschlug, wie die Auserwählten des Paradieses der Harmonie der himmlischen Sphären lauschen.

Herr von Courtenay fuhr fort:

„Die Stellung, die Sie sich selbst bereitet — die unaufhörlichen Huldigungen, die Sie umgaben, schienen mir unübersteigliche zwischen uns aufgethürmte Hindernisse zu sein. Ich hielt es — ich gestehe dies — für unmöglich, daß mitten unter so vielen Gefahren ein junges Mädchen nicht blos seine Tugend, sondern auch die Glorie der Jungfräulichkeit bewahren könne, welche eine unbefleckte Stirn umstrahlen muß. — Ich täuschte mich. — Dieses Wunder, an welches ich nicht glaubte, haben Sie verwirklicht. Nicht blos bewundern Die, welche Sie am genauesten kennen, Sie eben so sehr als Sie sie lieben, sondern auch die öffentliche Meinung verneigt sich ehrerbietig vor Ihnen. Das ist aber noch nicht Alles, Mademoiselle. Eines Tages verstand ich — und Gott weiß, mit welcher Wonne — daß Sie mich liebten. — Ich errieth, welche Hand mir jene geheimnißvollen Wohlthaten sendete, welche empfangen zu haben ich nicht erröthe. — Dieser anbetungswürdige Brief von gestern, dieses Meisterwerk der Zärtlichkeit, welches sich weihet und opfert und sich als ein lebendes Brandopfer dem Glück dessen darbringt, den man liebt — ich errieth das Herz welches diesen Brief dictirt hatte. — Sie wollten sich für mich opfern. Dieses Opfer aber habe ich nicht die Kraft gehabt, anzunehmen. — Ja, ich werde glücklich sein — ich werde glücklich sein durch Sie, aber auf eine andere Weise — wir werden es mit einander sein. — Diesen Reichthum, den Sie mir übermacht haben, nehme ich an, aber nur unter der Bedingung, daß Sie ihn mit mir theilen — Mademoiselle — meine einzige, ewige Geliebte, wollen Sie mein Weib werden?"

Indem Pierre de Courtenay diese letzteren Worte aussprach, hatte er sich vor der immer noch sitzenden Nannette auf ein Knie niedergelassen.

Nannette konnte nicht sprechen.

Ein krampfhaftes Schluchzen hob ihre Brust und sie weinte heftig.

Gewiß lag in diesem Schluchzen und in diesen Thränen eine unermeßliche Bitterkeit — ein unbegreiflicher Schmerz — und dennoch schien Nannette glücklich.

Ihre überströmenden Augen und das Lächeln ihres Mundes gaben eine übermenschliche Freude zu erkennen.

Sie streckte die Hände aus, sie ergriff das Haupt des knieenden Pierre und drückte es leidenschaftlich an ihr Herz.

In diesem Augenblick konnte der Prinz begreifen, wie dieses Herz für ihn schlug.

„Sie willigen ein?" rief er; „Sie willigen ein, nicht wahr?"

Und da Nannette nicht antworten konnte, so wiederholte er diese Frage wohl zehnmal.

Endlich stammelte sie:

„Morgen; warten Sie bis morgen."

„O nein — nein — nicht morgen, sondern heute — jetzt, in diesem Augenblick — um's Himmels, um unserer Liebe willen, weisen Sie mich nicht zurück — Sie sehen, daß ich warte — Sie sehen, daß ich vor Angst und Ungeduld sterbe — wenn Sie sich weigern, mir zu antworten, o Nannette, Nannette — dann habe ich mich getäuscht — dann lieben Sie mich nicht."

„Morgen," wiederholte Nannette, „und bis dahin, mein Freund, zweifeln Sie nicht an mir, denn es wäre Unrecht, und glauben Sie mir, daß niemals — niemals Jemand Sie mehr geliebt hat, als ich Sie liebe."

Vergebens bestand der Prinz auf seinem Verlangen.

Vergebens flehete er — vergebens flossen seine Thränen.

Nannette war unerbittlich und antwortete auf die feurigen

Bitten ihres liebestrunkenen Anbeters nur immer dasselbe Wort:

„Morgen!“

Der Prinz von Courtenay mußte nachgeben und entfernte sich verzweiflungsvoll.

Die seltsame Hartnäckigkeit Nannetten's schien ihm von schlimmer Vorbedeutung zu sein.

„Warum,“ sagte er bei sich selbst, „verschiebt sie auf morgen eine Antwort, die sie so leicht sofort hätte geben können? Warum soll man sein Glück aufschieben, da das Leben doch so kurz ist? Warum quält sie mich mit einem ganzen langen Tage der Erwartung und der Angst? O Nannette war sehr grausam.“

Und der Schluß dieser schmerzlichen Folgerungen war stets:

„Was Nannette für mich empfindet, ist Mitleid, aber keine Liebe! Sie liebt mich nicht! Sie liebt mich nicht!“

Elftes Kapitel.

Der letzte Brief.

Am andern Morgen früh, nach einer jener schlaflosen Nächte, welche binnen wenigen Stunden den Menschen um zehn Jahre älter machen, erhielt der Prinz von Courtenay aus den Händen seines Kammerdieners einen Brief, dessen wohlbekannte Handschrift ihn erbleichen ließ.

Die Hand, welche die Adresse geschrieben, war dieselbe, welche ihm schon zweimal unter dem trügerischen Vorwand

eines eingebildeten Verwandtschaftsverhältnisses geschrieben hatte — die Hand Nannette Lollier's.

Er zerriß das Couvert, wie einst die Pandora den Deckel jenes verhängnißvollen Behältnisses hob, aus welchem alle jene Plagen hervorgingen, die jetzt die Welt beherrschen. Er las und stand da, wie vom Donner gerührt.

Der Inhalt des Briefes war folgender:

„O nein, zweifeln Sie nicht an mir, mein vielgeliebter Freund; nein, fluchen Sie mir nicht wegen dieses grausamen Beweises von Liebe, den ich Ihnen geben werde, indem ich mein Herz breche und leider auch das Ihre. Pierre, ich kann nicht — hören Sie wohl — **ich kann nicht** Ihr Weib sein.

„Es besteht zwischen uns eine Schranke.

„Es ist nicht meine niedrige Geburt — noch der Stand, den ich verlasse — nicht das eitle Vorurtheil der Welt. Diese Schranke ist ernster — sie ist furchtbar — sie ist unübersteiglich — und unglückliche Thörin, die ich bin, in meiner verhängnißvollen Verblendung hatte ich sie vergessen.

„Als ich Ihren Namen zum ersten Male nennen hörte — als ich erfuhr, daß Sie der Prinz Pierre von Courtenay wären — hätte ich fliehen sollen. Ich hätte mich bis an's andere Ende der Welt verbannen, ich hätte, wenn es nicht anders gegangen wäre, sterben sollen, um Sie nicht wiederzusehen. Aber ich liebte Sie schon — und der Muth fehlte mir und nun müssen wir beide dafür büßen.

„Wenn Sie diesen Brief erhalten, hat Nannette, die Blumenhändlerin — Nannette, welche Sie liebten — die Welt verlassen, um niemals wieder in dieselbe zurückzukehren — sie wird in einem Kloster Gott dieses Herz darbringen, welches ganz Ihnen gehört — eine traurige Huldigung, die nur Gott in seiner Größe und Güte annehmen kann.

„Ich überlasse meinen Eltern den Theil meines Vermögens, den ich durch den Verkauf von Blumen erworben habe. — Was die Million anbetrifft, welche Sie im Namen Ihrer Verwandten erhalten haben, so behalten Sie dieselbe — *sie gehört Ihnen*. Hören Sie mich und verstehen Sie mich, Pierre — *sie gehört Ihnen* — ganz Ihnen — es ist nicht ein Geschenk, sondern eine *Wiedererstattung*. — Wenn Sie mich noch lieben, so suchen Sie nicht den verhängnißvollen Sinn dieser Worte zu entdecken — es ist ein Geheimniß darunter verborgen, Pierre, mit Verbrechen, aber ich kann frei und ohne zu erröthen die Stirn vor meinem Gott erheben, denn an diesem Verbrechen bin ich unschuldig.

„Werden Sie diesen Brief lesen können? Die Spuren meiner Thränen verwischen jede Zeile — ich leide — es ist mir, als müßte ich wahnsinnig werden oder sterben — mein Herz bricht, mein Kopf schwindelt — und dennoch bedarf ich noch viel Kraft, denn ich bin noch nicht zu Ende und die Prüfung beginnt kaum.

„Erinnern Sie sich, Pierre, dessen, was ich Ihnen unter einem andern Namen vor nicht langer Zeit schrieb?

„*Von Ihnen geliebt worden zu sein* — sagte ich — *ist ein Glück, welches groß genug ist, um die ganze übrige Zeit eines Lebens auszufüllen*.

„Ich werde Ihnen beweisen, daß ich die Wahrheit gesprochen habe. Leben Sie wohl, leben Sie wohl, mein Bräutigam einer Stunde, leben Sie wohl — denken Sie zuweilen an das arme Mädchen, welches auch hinter Klostermauern Sie stets lieben und unaufhörlich für Sie beten wird.

„Noch einmal, leben Sie wohl! — einst werden wir uns wiedersehen, vielleicht bald, aber in dieser Welt nicht mehr!

„*Nannette*.“

Als der Prinz von Courtenay den ganzen Umfang seines Unglücks begriff — als er zu dem Bewußtsein seiner Lage erwachte — eilte er wie wahnsinnig — im bloßen Kopf — ohne Degen — davon.

Er lief nach der Rue Saint Honoré.

Wenige Schritte vor dem Hause der Lollier begegnete er Marcel.

„Wo ist Nannette?“ rief er ihm zu.

„Monseigneur,“ antwortete der junge Mann, ganz bestürzt über das verstörte Aussehen des Prinzen, „Nannette ist vor zwei Stunden ausgegangen.“

„Wo ist sie? wo ist sie?“

„Sie hat einen Fiaker holen lassen und gesagt, sie wolle zum Erzbischof fahren — ich glaube, sie wird nicht lange sein.“

„Nicht lange!“ wiederholte der Prinz mit wahnsinnigem lautem Gelächter, „sie wird nie wiederkommen — sie wird niemals wiederkommen! Und Ihr habt sie fortgelassen! Ach, Ihr liebt sie nicht! Ihr liebt sie nicht!“

Und der Prinz von Courtenay ließ, ohne weiter ein Wort hinzuzufügen, Marcel stehen und rannte wie besessen weiter nach dem Palast des Erzbischofs.

Die Diener des Prälaten kannten den Prinzen und beantworteten seine Fragen. Eine Stunde vor diesem Augenblicke hatte der Erzbischof von Paris seinen Wagen verlangt und war in Begleitung seines Großvicars und eines jungen Mädchens ausgefahren. Nur wußte man nicht, wohin Monseigneur gefahren war, eben so wenig, als wann er wiederkommen würde.

Der Prinz von Courtenay sank ohnmächtig nieder.

Man brachte ihn nach Hause und er erwachte nur zum Bewußtsein, um in ein hitziges Fieber zu verfallen.

Vierzehn Tage lang schwebte er zwischen Tod und Leben.

Nach Verlauf dieser Zeit war er gerettet, aber erst einen Monat später erfuhr er, daß Nannette als Novize unter die Carmeliterinnen der Rue du Bouloi aufgenommen sei.

Dorthin hatte der Erzbischof von Paris sie gebracht.

Alle Schritte, sich ihr zu nähern, wären vergeblich gewesen, und der Prinz versuchte auch keinen.

Niemals hörte man ihn wieder den Namen Nannetten's aussprechen, aber niemals vergaß er das arme Kind, welches er so innig geliebt.

Er blieb unvermählt — er lebte allein und traurig — er starb jung und ungetröstet.

Nannette war ihm bereits ein Jahr früher dahin vorangegangen, wo die auf der Erde getrennten Herzen vereinigt werden.

Die Familie Courtenay ist erloschen.

Es bleiben uns nun nur noch einige Worte zu sagen übrig, aber diese wenigen Worte werden dazu beitragen, den geheimnißvollen Schleier zu lüften, welcher noch auf gewissen Stellen unserer Erzählung ruht.

Der Intendant des alten Prinzen Jean de Courtenay nahm damals, als er für Rechnung seines Herrn die ehrenvollen Functionen eines galanten Mercurs ausübte — wie eine geheime Chronik aus jener Zeit sagt — den Beinamen G e r s t e n k o r n an.

Was den plötzlichen und unbegreiflichen Ruin desselben Prinzen Jean de Courtenay betrifft, so erklärt sich derselbe sehr leicht.

Der Greis hatte im letzten Augenblicke dieses aus großen Tugenden und schimpflichen Lastern zusammengesetzten Lebens durch Enterbung seines rechtmäßigen Sohnes und indem er den Erben seines Namens dem Elend und der Armuth preisgab, dem Opfer seiner ohnmächtigen Liebe seine Schuld zu bezahlen geglaubt.

Er büßte auf diese Weise ein Verbrechen durch ein zweites Verbrechen, welches vielleicht noch größer war, als das erste.

Glücklicherweise hatten Gottes Gerechtigkeit und Nannetten's Herz darüber anders entschieden.